

### 3. Die EU als global player – vertiefende Analyse

---

In der empirischen Analyse hat sich die Metapher des *global player* insofern als zentral herausgestellt, als sie argumentationsübergreifend, positionsübergreifend und tendenziell weltanschauungsübergreifend als das firmiert, was EUropa sein bzw. werden soll.

Zunächst zeigt eine Genese der Metapher und ihr Einsatz in politischer Rhetorik sowie im *decision-making* nicht nur ihre Provenienz aus dem Bereich des Ökonomischen auf, sondern auch, dass deren massenmediale Verwendung, der Einsatz in politischen Reden, Statements von EU-Spitzenpolitikern und -politikerinnen bzw. -Beratern und -Beraterinnen vorausgeht bzw. damit einhergeht. Im Sinne einer Methodentriangulation werden damit auch Bedeutung und Stellenwert der *global player*-Metapher in EU-Diskursen überprüft, die sich aus der Medienanalyse ergeben haben.

Darauf folgend illustriert eine vertiefende Analyse und Interpretation dieser Metapher deren ideologiekritisches Potenzial, indem einzelne Aspekte und Konnotationen des *global player* im untersuchten Material fokussiert sowie im Kontext aktueller Entwicklungen und empirischer Evidenzen diskutiert werden. Aus dieser vertiefenden Analyse und Kontextualisierung entwickeln sich drei Argumente: Erstens, dass die Metapher des *global player* als Trägerfigur neoliberaler Ideologie und zweitens als Trägerfigur hegemonialer Männlichkeit zu betrachten ist, sowie drittens, dass ihr auch bestimmte Logiken der Inklusion und Exklusion eingeschrieben sind, die für neoliberale Transformationsprozesse typisch sind.

## 3.1 DER GLOBAL PLAYER ALS TRÄGERFIGUR NEOLIBERALER IDEOLOGIE

### 3.1.1 Interdiskursive Hybridität

Charakteristisch für die Metapher des *global player* (oder verwandte Metaphern) ist zudem das Verschwimmen der Verwendungskontexte. D.h., es ist oft aus dem Text heraus nicht klar, ob die Metapher des *global player* in einer ökonomischen, politischen oder militärischen Bedeutung verwendet wird; teilweise ist sie auch abwechselnd oder mitunter sogar gleichzeitig in Themen rund um Kampf und Konkurrenz, Sport, (Fußball-)Spiel und Fitness eingebettet.

Norman Fairclough, ein Vertreter der Kritischen Diskursanalyse, bezeichnet Phänome dieser Art, welche aktuell einen wichtigen Aspekt der Vermarktlichung von Sprache in allen gesellschaftlichen Bereichen (Mautner 2010, 1) darstellt<sup>1</sup>, als *interdiskursive Hybridität* (Fairclough 2006, 47; 2003). Diese sei erkennbar als »ways in which social boundaries are blurred in social life [...] and the forms of 'hybridity' or mixing of social practices« (Fairclough 2003, 35). Interdiskursivität ist »the particular mix of genres, of discourses, and of styles upon which it draws« (ebd., 218), und es ist Teil der Analyse nachzuvollziehen, auf welche Art und Weise diese Genres, Diskurse und Stile verwoben sind (ebd.).

Als ein konkretes Beispiel dafür, wie ein solcher »Mix«, eine solche »Hybridisierung«, aussehen kann, führt Fairclough die Werbeanzeige einer ungarischen Stadt an: Indem sich diese Stadt wie ein Unternehmen »promoted« und als attraktiv (für Investitionen, Bewohnerinnen und Bewohner, Touristen und Touristinnen) »verkauft«, und zwar wegen kompetenter, flexibler Arbeitskraft, sich verbessernder Infrastruktur, historischer Plätze, interessanter Architektur usw.), werden die Genres »Stadtregierung« und »Unternehmen« verlinkt (ebd., 34-5). Diese Verlinkung, das Antizipieren von Unternehmenspraxen durch die lokale Stadtregierung, stellt ein Beispiel von Interdiskursivität dar. Diese sei – so Fairclough – typisch für den von Luc Boltanski und Ève Chiapello (2006) so benannten »neuen Kapitalismus« (Fairclough 2003, 35). Insofern lässt sich auch die Metapher des *global player* als ein Beispiel interdiskursiver

---

**1** | Gerlinde Mautner zeichnet in ihrer Untersuchung das Übergreifen der Sprache des Markts auf die Bereiche öffentlicher Sektor, Bildung, Religion und die persönliche Sphäre (»das Selbst als Produkt und Projekt«) nach (vgl. Mautner 2010) und greift dabei u.a. die Arbeit von Hancock und Tyler auf, die sich anhand von Expertenkulturen mit dem »managerial assault on the symbolic and linguistic domain of the lifeworld« auseinandersetzen (Hancock/Tyler 2008, zit.n. Mautner 2010, 4). Neben den grundlegenden Werken von Fairclough beschäftigen sich etwa auch Prasad und Caproni (1997) mit der Vermarktlichung als gesellschaftlichem Großtrend (nach Mautner 2010, ebd.).

Hybridität begreifen, da im transnationalen politischen Gebilde EU unternehmerische Praxen antizipiert werden. In der Terminologie der kognitivistischen Metapherntheorie wird die Struktur des Quellbereichs Ökonomie auf den Zielbereich Europäische Union projiziert.

### 3.1.2 Die Karriere des *global player* im EU-Kontext

Die Bezeichnung *global player* entstammt der Ökonomie – bei Wikipedia ist der Begriff definiert als »Weltkonzern« [...] bzw. als »große, im Zuge der Globalisierung weltweit agierende und verflochtene Konzerne mit großer Wirtschaftsmacht und großem Einfluss auch auf politische Entscheidungen« (<http://de.wikipedia.org/wiki/Weltkonzern>, Zugriff 16.11.2010).

#### Der *global player* im EU-Recht

Eine Recherche in EurLex<sup>2</sup> zeigt für die englischen Dokumentenversionen, dass die Metapher des *global player* ab 1994 bis vor ca. zehn Jahren zunächst ausschließlich als Bezeichnung für internationale Unternehmen aufscheint<sup>3</sup>, seit 2001 wird sie auch für die Europäische Union angewandt. Erstmals taucht der Begriff *global player* im Zusammenhang mit der EU in der Mitteilung der Kommission an den Rat und das Europäische Parlament betreffend die Finanzierung von nichtmilitärischen Krisenbewältigungsmaßnahmen auf (Europäische Kommission 2001, KOM/2001/0647).

Während der Begriff zwischen 1994 und 1999 nur vereinzelt zu finden ist, bürgert sich seine Verwendung v.a. in Rechtssachen (*regulations, directives, decisions, other acts*) und vorbereitenden Dokumenten ab etwa 2000 allmählich ein und steigt ab etwa 2005 sprunghaft an.

Ähnliches gilt für deutschsprachige Dokumente, wenngleich die Anzahl der Treffer hier deutlich geringer ist und insgesamt 40 statt 136 Fälle beträgt. Die Entwicklung der Verwendungshäufigkeit verläuft aber in etwa parallel.

Tab.2: Der Begriff *global player* in EurLex 1994-2010  
(Deutsche und englische Dokumentenversionen)

Jahr	Treffer Englisch	Treffer Deutsch
1994	1	0
1995	0	1

**2** | Die Datenbank EurLex enthält alle der Öffentlichkeit zugänglichen Dokumente des EU-Rechts seit 1951 (<http://eur-lex.europa.eu/en/tools/about.htm>, Zugriff am 16.11.2010).

**3** | und zwar erstmals in einer Entscheidung betreffend das Unternehmen Ericsson, das als *global player* bezeichnet wird (Europäische Kommission 1994).

1996	0	1
1997	0	2
1998	1	1
1999	3	1
2000	4	2
2001	5	0
2002	1	1
2003	4	2
2004	3	3
2005	11	7
2006	20	7
2007	21	8
2008	33	9
2009	38	9

Quelle: EurLex

Die Verwendung des Begriffs *global player* im EU-Recht per se kann als Beleg dafür herangezogen werden, dass der Gebrauch der Metapher auch jenseits von spezifischen ökonomischen Diskursen angestiegen ist. Dass die Verwendungshäufigkeit in einem Zeitraum von ca. 15 Jahren deutlich steigt, spricht zudem für eine Verfestigung des Gebrauchs im juristischen Diskurs.

Auch in Dokumenten, in denen die *global player*-Metapher nicht aufscheint, ist deren Logik zentral verankert, etwa in der sogenannten Lissabon Strategie (Europäischer Rat 2000), welche das Ziel formuliert, »die Union zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum in der Welt zu machen« (ebd.). Die EU als »Spieler« ist meist im ökonomischen Sinn gefasst, verbunden mit der Idee eines »europäischen Sozialmodells im Dienste des Wettbewerbs« (Altwater/Mahnkopf 2007, 124; 126). In einer Mitteilung der Kommission betreffend den Strategierahmen für vertiefte Partnerschaften in Europa und Asien wird die Metapher des *global player* ab 2001 auch auf Wirtschaftsräume bzw. Länder angewandt (Europäische Kommission 2001b) – unter anderem beispielsweise im Rahmen der Strategie eines »Global Europe – competing in the world«<sup>4</sup> (European Commission 2006d).

**4** | Die seit Oktober 2006 veröffentlichten Papiere der Europäischen Kommission (European Commission 2006 a, b, c, d), in denen die Strategie eines »Global Europe – competing in the world« konzipiert wird, enthalten bilaterale und regionale Abkommen und beabsichtigen, »die EU zum 'Schrittmacher' für globale Unternehmensstandards zu machen und europäische Wettbewerbsregeln in den Zielländern europäischer Ex-

»Um die EU zu einem wirklich bedeutenden, einem 'essential global player' zu machen«, so Altvater und Mahnkopf, »der sich heute gegenüber den USA und Japan und morgen gegenüber Wirtschaftsmächten wie China und Indien durchsetzen kann, soll die interne und die externe Wettbewerbsfähigkeit europäischer Unternehmen durch 'regulatory convergence' erhöht werden.« (Altvater/Mahnkopf 2007, 183). Mit »regulatory convergence« sind dabei sowohl Anpassungen an Regulierungsbestimmungen wichtiger Handelspartner gemeint, als auch die Anpassung bzw. Harmonisierung von sozialpolitischen, umwelt- und gesundheitsbezogenen Regulierungen innerhalb der EU, um deren (befürchtete negative) Wirkung auf die globale Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen zu minimieren (ebd.). Angestrebt ist also im Rahmen dieser Handelsagenda die Harmonisierung des Binnenmarkts nach Maßgabe der Lissabon-Strategie und die Kohärenz zwischen externer und interner EU-Politik (ebd., 186), mithin die Stärkung der EU als ökonomischer »Spieler« in einer multipolaren Weltwirtschaftsordnung. Es ist in diesem Rahmen nicht daran gedacht, auch andere Stimmen als diejenigen der Industrievertreter zu hören, ebenso wenig wie Wirkungen und Folgen für Beschäftigung und Umwelt in den Zielländern der angestrebten Handelspolitik in die Überlegungen einbezogen werden (ebd.).

### **Der *global player* im decision-making und in politischen Reden**

In einer soziolinguistischen Untersuchung von Konstruktionen europäischer Identität untersuchen Ruth Wodak und Gilbert Weiss (2001b) den Entscheidungsfindungsprozess im Vorfeld des Beschäftigungsgipfels in Luxemburg 1997. Anhand der Entwicklung eines *policy papers* zur Beschäftigungspolitik betrachten sie dabei den *global player*, der in Konkurrenz mit den USA und Japan steht und unterschiedliche Genres von EU-Texten durchzieht (Wodak/Weiss 2005, 122). Mit Hilfe der Transkripte von Meetings der informellen Beratungsgruppe der Kommission CAG (Competitiveness Advisory Group), in der Vertreter und Vertreterinnen von Unternehmen, Gewerkschaften und Politik, zehn Männer und zwei Frauen, das Papier entwickeln und diskutieren, zeichnen sie den Verlauf der Argumentation in dieser Runde von Version zu Version nach. Während sich in der Textpassage zum Arbeitsrecht unlösbar Konflikte ergeben, entwickelt sich in Bezug auf die anderen Themen ein Konsens in Form einer Rhetorik der Globalisierung, welche diese als »natürliches« Phänomen akzeptiert. Spezifische europäische Ideale, etwa der »European Way«, werden in ihrer Funktionalität als Garantie für Europas führende Rolle in der globalen Konkurrenz definiert (Wodak/Weiss 2001, 59). In die Legitimation

port- und Investitionsinteressen durchzusetzen, so dass europäische Unternehmen die bestmöglichen Voraussetzungen vorfinden, um 'Weltmarktführer' zu werden« (Altvater/Mahnkopf 2007, 183).

der »neuen europäischen Beschäftigungspolitik« werden neoliberale Elemente integriert, gleichzeitig soll die Unterscheidung des europäischen Selbst von den USA und Japan betont werden. Ökonomische Wettbewerbsfähigkeit und spezifisch europäische kulturelle, politische, soziale Werte gehen demnach eine Mesalliance ein, in der als übergeordnete Bezugsgröße die globale Kompetitivität fungiert.

In einer Rede am Europakolleg Brugge im Jahr 2001 rekurrierte der damalige Kommissionspräsident Romano Prodi ebenfalls auf den *global player* und fasste ihn bereits etwas weiter, d.h. über eine rein ökonomische Bedeutung hinaus gehend: »An enlarged European Union can and must play a global role [...] Our security, our well-being and the peace of our continent can only be guaranteed by action on a global scale« (Prodi 2001). Der Erweiterung ist dabei eine wichtige Rolle zugeordnet, ablesbar auch an einer Kernaussage der Rede<sup>5</sup>, die auf EurAktiv, einem europäischen Content-Netzwerk zur Information über EU-Politik, folgendermaßen wiedergegeben wird: »Europe should be a global player, boosted by enlargement« (ebd.).

Während sich bei Romano Prodi die Verwendung dieser Metapher noch vorwiegend im Kontext der Vision seines Beraters Jeremy Rifkin interpretieren lässt, welche den »Spieler« eher in globaler Kooperation und einem globalen Netzwerk als in globaler Konkurrenz verortet (vgl. Rifkin 2004), zielt die Metapher in vielen anderen Kontexten primär auf den Konkurrenzaspekt ab.

Das zeigt sich im untersuchten Printmediendiskurs, wo sich EUropa analog zu (Investment-) Banken, Versicherungen, Energiekonzernen, Fußballmannschaften, Wettanbietern etc. meist in Konkurrenz zu anderen »playern« bewähren muss.

In dieser Bandbreite kommt dann auch die Verzahnung politischer, ökonomischer, militärischer und sportlicher Konnotationen zum Tragen, die mit dem *global player* (bzw. verwandten Metaphern und Begriffen wie *keyplayer*, *topplayer*, Mitspieler etc.) mitschwingen. Diese Vermischung der Konnotationen, zugleich aber auch der Fokus auf der globalen Konkurrenz (und nicht wie bei Rifkin zumindest in einigen zentralen Aspekten auf globale Kooperation bzw. Governance<sup>6</sup>) erschließt sich auch aus Reden und Interviews von EU- und

**5** | In dieser Rede hebt Prodi nicht nur die Rolle der Erweiterung als Auftrieb und Stärkung des *global player* hervor, sondern er plädiert gleichzeitig auch für einen gemeinsamen europäischen Grenzschutz (ebd.).

**6** | »Now, the governance networks are increasingly made up of local, regional, national, transnational and global players, in a myriad of shifting alliances«, schreibt Jeremy Rifkin in *European Dream* (Rifkin 2004, 227). Wenngleich Rifkin Kooperation ganz allgemein vor Konkurrenz stellt, Empathie vor Interesse etc., so sind seine Bezüge darauf doch widersprüchlich und mitunter wird deutlich, dass dem »Netzwerkmodell« in erster

nationalen Politikerinnen und Politikern, wie sich etwa aus der weiter unten ausführlich zitierten Passage von Günter Verheugen ablesen lässt.

Wie in der Auswertung belegt, wird die Metapher des *global player* nicht nur bereichs-, argumentations-, positions-, partei- bzw. weltanschauungsübergreifend ins Feld geführt, sondern sie ist mittlerweile so verbreitet<sup>7</sup>, dass ihre Verwendung auch – mit oder ohne ironischen Unterton – in kritischer wissenschaftlicher Literatur selbstverständlich erscheint (z.B. Honegger/Neckel/Mangin 2010, 17; Altwater/Mahnkopf 2007, 183). Selbst von NGOs aus dem Bereich der Entwicklungszusammenarbeit wird die Metapher des *global player* benutzt<sup>8</sup>, um auf die politische Verantwortung der Europäischen Union in den Nord-Süd-Beziehungen hinzuweisen bzw. diese einzufordern. Dies ist auch als Beispiel zu sehen, wie »Vorstellungen und Metaphern aus dem ökonomischen Bereich in soziale Bereiche übertragen« werden (Pühl 2003, 120).

Die kurze Darstellung der Karriere des *global player* illustriert, dass seine breite Verwendung im Printmediendiskurs mit dem Einsatz dieser Metapher in Reden, Statements und in Entscheidungsprozessen durch EU-Spitzenpolitiker und -politikerinnen sowie Berater und Beraterinnen einhergeht. Sie belegt zudem deren eindeutige Provenienz aus der Ökonomie. Allmählich findet die Metapher Verwendung für die Europäische Union, wobei der »Spieler« teilweise auch im Rahmen globaler Kooperation und Vernetzung agiert (z.B. bei Prodi). Teilweise, und diese Variante nimmt im Lauf der Zeit überhand, reduziert sich sein Handeln auf wettbewerbliche Aktivitäten. Seine dominante Prägung durch ökonomische Logik lässt sich daran ablesen, dass er ursprünglich ausschließlich multinationale Konzerne bezeichnete. Zugleich wird qua Verweise auf die globale Konkurrenz(-fähigkeit) die Einbettung des Spielers in Globalisierungsdiskurse deutlich.

### 3.1.3 (Neoliberale) Rhetorik der Globalisierung und Diskurse der Globalisierung – häufige Topoi

#### Topos 1: Rettung des Sozialen durch Wettbewerb

Auf die Frage, ob die Kluft zwischen dem Modell einer Freihandelszone und einer politischen Union mit einer sozialen Dimension überwindbar sei<sup>9</sup>,

Linie deshalb der Vorzug zu geben sei, weil die Kooperation im globalen Wettbewerb schlicht das effektivere und effizientere sei (Rifkin 2004, 209).

7 | Dies gilt allerdings nicht für alle Sprachen, so dürfte die Metapher beispielsweise in romanischen Sprachen kaum oder gar nicht vorkommen, im deutschen und englischen Sprachraum ist sie jedoch sehr verbreitet.

8 | Vgl. z.B. [www.euglobalplayer.org](http://www.euglobalplayer.org).

9 | Die Frage lautet konkret: »In der EU ist ein Richtungsstreit entbrannt. Auf der einen Seite das vor allem von Großbritannien verfolgte Modell einer Freihandelszone, auf der

reagiert Günter Verheugen, von 1999 bis 2004 Erweiterungskommissar und danach Vizepräsident der Kommission, zuständig für Unternehmen und Industrie, eine klare Antwort umgehend, in dem er den *global player* ins Treffen führt:

Die Dynamik der Integration ist völlig eindeutig: Sie geht in Richtung eines starken, handlungsfähigen Europa, das sich eine so starke wirtschaftliche Basis schafft, um im schärfer werdenden internationalen Wettbewerb den europäischen Way of Life zu bewahren. Und wir müssen nach außen hin als Global Player auftreten, sonst bestimmen andere über uns, nicht wir selber.« (Interview mit Günter Verheugen, profil vom 27.6.2005)

Auf die nochmalige Nachfrage des Interviewers danach, ob sich Europa nicht zu wenig um soziale Probleme kümmere, weicht Verheugen ein zweites Mal aus, indem er festhält, dass er den Vorwurf der sozialen Kälte durchaus ernst nehme, schließlich aber das Gespräch ganz allgemein auf den technokratischen Charakter der EU lenkt, auf die Sprache und die mangelnde Bürgernähe. Anders als in der Rede Prodis wenige Jahre zuvor, ist bei Verheugen im obigen Zitat der *global player* ausschließlich in einer kompetitiven Logik verhaftet und zusätzlich mit der Bedrohung von Fremdbestimmung verknüpft.

Der Verweis auf den »immer schärfer werdenden internationalen Wettbewerb«, mithin auf externe »Sachzwänge«, auf die (leider) kein Einfluss auszuüben sei, ist in vielen Zusammenhängen als ein wesentlicher Bestandteil (neoliberaler) Rhetorik der Globalisierung und/oder Europäisierung zu werten (vgl. Hay/Rosamond 2002; Rose 2000, 94; Kornprobst/Pouliot/Shah/Zaiotti 2008; Altwater/Mahnkopf 1996). Dabei ist nachvollziehbar, wie diese Rhetorik ihrerseits wieder Realität schafft (Spicer 2008, 95; Fiss/Hirsch 2005, 33; Rosamond 2003, 666; Kornprobst et al. 2008).

Mehr oder weniger explizit akzeptiert eine solche Rhetorik den neoliberalen Imperativ des bedingungslosen Vorrangs der Marktkonkurrenz und konstruiert den Topos der »Rettung des Sozialen«, die nur durch dessen Anpassung an die Gesetze der Ökonomie, das bedeutet letztlich durch den Rückbau des Sozialen, möglich sei. Das Soziale müsse gewissermaßen zu seinen eigenen Gunsten an das Ökonomische angepasst werden und macht einen tiefgreifenden Wandel durch, so Rose (2000, 77). Es »muss fragmentiert werden, um den moralischen und psychologischen Pflichtenkatalog des Wirtschaftsbürgers in Richtung auf ein selbstinitiiertes persönliches Fortkommen umzuwandeln. Zugleich muss die Steuerung verschiedener Apparate, die zuvor am Sozialen orientiert waren, nach den Vorgaben eines speziellen Bildes des Ökonomi-

anderen eine politische Union mit einer sozialen Dimension. Ist diese Kluft überwindbar?« (Interview mit Günter Verheugen, profil vom 27.6.2005).



schen, nach denen des Marktes, umstrukturiert werden.« (ebd., 94) Es wirke hier »eine List der Vernunft: Im Namen des Sozialen höhlt das Ökonomische das Soziale aus« (Fach 2000, 126). Markt, Wettbewerb und Leistungsprinzip werden im Zuge dessen häufig als Lösung bei Gerechtigkeitslücken gesehen. Die Gerechtigkeitslücken selbst erscheinen nach dieser Darstellung als Resultat des Wohlfahrtsstaates selbst (Demirovic 2008, 20). Der Wohlfahrtsstaat wird sowohl ab- als auch zu einem nationalen Wettbewerbsstaat (Joachim Hirsch) umgebaut (Butterwegge 2008, 176; Michalitsch 2006, 127), der nach außen hin die Konkurrenzfähigkeit des nationalen Wirtschaftsstandortes garantieren soll und nach innen die Marktmechanismen und Gestaltungsprinzipien der Leistungskonkurrenz und betriebswirtschaftlicher Effizienz in seinen Organisationsstrukturen implementieren soll (Butterwegge 2008, 176).

Im *global player* bildet sich der Imperativ, das Soziale zugunsten des Ökonomischen anzupassen, prägnant ab. Dieser Imperativ resultiert aus dem Sachzwang der globalen Konkurrenz, und Konkurrenzfähigkeit erscheint als ultima ratio des politischen Handelns.

## Topos 2: Sachzwanglogik

Die Ubiquität des Wettbewerbs und die programmatische Ansage, dass

[a]lle, vom Kleinkind bis zum Rentner, vom Kindergarten bis zum Wasserwerk, sich unternehmerisch verhalten [sollen], [...] im Wettbewerb die Erstplatzierten und Exzellenzen [sein sollen], niemand und nichts einfach nur gut sein [darf] (Demirovic 2008, 17),

ist Bestandteil einer ideologischen Sachzwanglogik – ideologisch insofern, als sie auf der Vorstellung einer dualen Trennung der Sphären Politik und Ökonomie basiert (vgl. u.a. Hirsch 1995). Diese Sachzwanglogik ist in eine Rhetorik der Globalisierung/Europäisierung eingebettet, der wiederum eine Schlüsselrolle in Bezug auf die Durchsetzung einer Logik des Unvermeidbaren zukommt (Hay/Rosamond 2002, 150). Mit Blick auf das Beispiel der Steuerkonkurrenz unterscheiden Hay und Rosamond drei Analyseebenen der Sachzwanglogik, die auseinander zu halten seien:

»(i) the effects of globalization itself; (ii) the effects of having internalized popular constructions of globalization (iii) the strategic and disingenuous appeal to globalization as a convenient justification for unpalatable reforms. All too frequently the second is mistaken for the first; the third discounted altogether.« (Hay/Rosamond 2002, 150)

Zunächst sind also die »realen Effekte« der Globalisierung und die diskursive Konstruktion der Globalisierung auseinander zu halten, bei letzterer geht es

um das Verstanden- und Geglaubt-Werden<sup>10</sup>, womit die erkenntnistheoretische Wirkungsebene angesprochen ist. Verstandene und geglaubte diskursive Konstruktionen bilden wiederum die Basis für eine strategische Verwendung, für die Legitimation von politischen Entscheidungen, die folglich im Umkehrschluss »reale« und verifizierbare Effekte schaffen. Die Effekte der Steuerkonkurrenz sind, um das konkret untersuchte Beispiel anzuführen, nicht weniger real, wenn sie auf nachweislich falschen Annahmen betreffend die Kapitalmobilität beruhen (ebd.).

Gerade in Bezug auf die Globalisierung als hochgradig komplexem und abstraktem Phänomen wird die zentrale Bedeutung der diskursiven Dimension, des sprachlichen Erfassens dieses Phänomens, besonders sichtbar. Empirische Befunde und mit ihnen theoretische Betrachtungsweisen der Globalisierung variieren relativ stark bzw. widersprechen sich, deutungsdominanten Darstellungen und Metaphern kommt in diesem Kontext besonderes Gewicht zu.

So gibt es eine »skeptische Betrachtung« (Fiss/Hirsch 2005, 32), der zufolge die ökonomische Globalisierung nicht neu oder in ihrer Bedeutung übertrieben ist, bzw. der zufolge einzelne Schlüsselaussagen dazu nicht haltbar sind<sup>11</sup>. Eine andere, gegensätzliche Perspektive wiederum verweist auf Eviden-

**10** | In welchem Verhältnis reale Effekte und diskursiv Konstruiertes stehen, versuchen Fiss und Hirsch empirisch zu untersuchen. Sie kommen zu dem Schluss, dass es hier ein »lose coupling« gibt (Fiss/Hirsch 2005, 33; 46). Sie weisen anhand einer Untersuchung des us-amerikanischen Printmediendiskurses zu Globalisierung nach, dass es zwar einen deutlichen Zusammenhang zwischen den feststellbaren makroökonomischen Veränderungen (verstärkte Einbindung der US-Wirtschaft in die Weltwirtschaft, damit verbunden das Wachsen des Volumens der Finanztransaktionen ab 1985), und der Verbreitung und Intensität des Diskurses zu Globalisierung gibt, jedoch die inhaltlichen Ausprägungen und Varianten dieses Diskurses in den Medien keinesfalls in einem nachvollziehbaren Zusammenhang damit stehen. Diese sind vielmehr von einzelnen Akteurinnen und Akteuren, Sprechern und Sprecherinnen und den von ihnen veröffentlichten Positionen geprägt (ebd.).

**11** | Unter anderem werden dabei Evidenzen dafür gesammelt, dass der Grad der Globalisierung in wichtigen Aspekten aktuell kaum oder gar nicht stärker ausgeprägt sei als vor dem 1. WK (vgl. die Überblicke bei Fiss/Hirsch 2005, 32; Rosamond 2003, 663-4). Als Vertreter und Vertreterinnen werden hier Paul Hirst and Grahame Thompson, Paul Krugman und Robert Wade genannt bzw. es werden Schlüsselbehauptungen relativiert (vgl. dazu Hay 2002, 253). Beispielsweise, dass die internationalen Kapitalflüsse sich in Wirklichkeit auf die Triade USA, Europa und das Pazifische Asien beschränkten (Hirst and Thompson, nach ebd.), oder dass die ökonomische Integration innerhalb von Regionen größer sei als die internationale (Kleinknecht and Wengel, nach Hay 2002, 253). Die Globalisierung sei in Wirklichkeit mehr Internationalisierung und Regionalisierung, zu diesem Schluss kommen auch Neil Fligstein and Frederic Merand in ihrer Studie,

zen zur steigenden Mobilität des Finanzkapitals und steigende Investitionen über nationale Grenzen hinweg<sup>12</sup>.

Der Begriff der Globalisierung erweise sich schon auf der Ebene der ökonomischen Wissenschaft als »umbrella concept«, so Fiss und Hirsch (ebd.), das ganz unterschiedliche Verständnisweisen umfasst. Erst recht divergieren die zugeschriebenen Bedeutungen und Konzepte im politischen und medialen Diskurs, in der Managerliteratur und in der Alltagssprache<sup>13</sup>.

Dass dieses »umbrella concept« Eingang in viele diskursive Felder gefunden hat, stellt, nach Faircloughs Terminologie (vgl. Fairclough 2006), eine hohe Interdiskursivität her, die es wiederum einzelnen Akteurinnen und Akteuren ermöglicht, die genaue Bedeutung anzufechten oder zur Disposition zu stellen. Festzuhalten bleibt also einerseits die Vagheit und die multiple Anschlussfähigkeit des Globalisierungsbegriffs. Andererseits aber auch, wie Fairclough außerdem feststellt, die Dauerhaftigkeit des neoliberalen Diskurses der Globalisierung. Seine Proponenten haben es zuwege gebracht, die Kontinuität ihrer Strategie sicher zu stellen, in dem sie neue Diskurse, etwa denjenigen um die KBE (Knowledge based Economy) integriert und formiert haben<sup>14</sup> (Fairclough 2006, 62).

---

welche die Globalisierung de facto eher als eine Europäisierung ausweist (zit.n. Rosamond 2003, 663). Eine andere Unterscheidung teilt ein in »hyperglobalist« (Triumph des globalen Kapitals als positive oder negative Entwicklung), »sceptical« (die Neuheit der Globalisierung bezweifelnd) oder »transformationalist« (Regionalisierung und Internationalisierung statt Globalisierung) approaches (Held nach Fairclough 2006, 14-5).

**12** | Nach Fiss und Hirsch sind unter anderem Barry Eichengreen, Neil Karundaratne, Clem Tisdell und Kenichi Ohmae Vertreter dieser Auffassung (Fiss/Hirsch 2005, 32).

**13** | Nichtsdestotrotz gibt es Minimaldefinitionen des globalen Transformationsprozesses, etwa von Janine Brodie: »At a minimum, the many dimensions of contemporary globalization can be subsumed under two related processes – globality, the irreversible forces, many technological, that are breaking down barriers of time, space, and nation [...] and globalism, a contestable political posture that promotes a transnational worldview, philosophy of governance and institutional structures [...] The prevailing version, neo-liberal globalism, prioritizes economic growth and market logics over all other goals and institutions of governance. With varying degrees of coercion, neo-liberal globalism seeks to enforce privatization, trade liberalization, the deregulation of capital, and the erosion of the public sector and of democratic control on all national politics.« (Brodie 2003, 47)

**14** | Die »wissensbasierte Gesellschaft«, deren genaue Bedeutung, so Fairclough, verschwommen und unklar bleibe, sei eine diskursive Strategie für ökonomischen Wandel und fungiere gleichzeitig selbst als diskursiver Knoten, in dem sich andere Diskurse, markiert von »buzzwords« wie Humankapital, intellektuelles Kapital, E-Commerce, Wis-

### Topos 3: Härte im Wettbewerb und Spaß am Spiel

Arbeiten zu neoliberaler Rhetorik heben zudem die Verbindung zwischen »Härte im Wettbewerb« und »Spaß am Spiel« hervor. Wolfgang Fach spricht von einer »Grammatik der Härte« (vgl. Fach 2000), die dem »Kult des winner« (Bourdieu 1998, 116) eigen ist. Was für Unternehmen und zunehmend den Staat bzw. den öffentlichen Sektor gilt, nämlich »den Geist des Wettbewerbs [zu] inhalieren«, »sich selbst [zu] härten« (Fach 2000, 118), wird in Analogie auch für Einzelne geltend gemacht. Die Härte wird – unter den Vorzeichen des Empowerment – den (aktivierten) Bürgerinnen und Bürgern zugemutet, die ihre Zukunft in die eigenen Hände nehmen sollen (Fach 2000, 122). Harter und scharfer Wettbewerb bestimmt die Rahmenbedingungen, daran müsse man sich anpassen, so das logische Fazit. Es wird verstärkt gefordert, dass sich Politik und staatliches Handeln auf Entscheiden und Anleiten (ebd., 120) bzw. Aktivieren beschränken sollten, sowie darauf, »Kulturen der Härte«<sup>15</sup> zu trainieren und die Bedingungen dafür zu schaffen. Regieren (von Fach im weiteren Sinne von Foucaults *Gouvernementalität* gefasst) »durch Aktivierung des Engagements, der Kräfte und der Entscheidungsbereitschaft des Einzelnen, durch Förderung des Gemeinnsinns, wird so zum Gegenbild einer zentralistischen und bevormundenden Regierung des Sozialen« (Rose 2000, 86). Ein spezieller Aspekt der Verbindung von Härte des Wettbewerbs und Spaß am Spiel ist die Feststellung, dass Härtung in der Konkurrenz Spaß mache, weil sie zu Höchstleistungen antreibe und zudem das Erfolgserlebnis biete, den Konkurrenten zurückbleiben zu sehen. Folgende Beispiele aus der Literatur illustrieren dies: Die Beamten des öffentlichen Sektors, so ein Experte im Zitat, könnten im Zuge richtiger Innovation erkennen, »dass sie in einer Konkurrenzsituation sehr viel härter arbeiten, dass es ihnen aber auch Spaß macht. Vielleicht hat man diese Leute da hinein gestoßen, aber dann entdecken sie, wie sehr ihre Zufriedenheit steigt. Und ganz unzweifelhaft verrichten sie gute Arbeit. Alle Welt sieht es, weil die Konkurrenten auf der Strecke bleiben« (Experte, zit.n. Fach 2000, 118). Nicht nur Beamte und andere *white collar worker* werden so auf die allgegenwärtige Konkurrenz hin trainiert, auch Arbeiter und Arbeiterinnen werden darauf eingeschworen, ein *winning team* zu werden, wie

sen sarbeiterinnen und Wissensarbeiter, Lebenslanges Lernen, Learning Society etc. verknüpfen (Fairclough 2006, 47).

**15** | Dass diese »Kulturen der Härte« im Rahmen liberaler und neoliberaler Wirtschaftstheorie unterschiedlich gefasst sind, führt Wolfgang Fach anhand der Zugänge von Adam Smith (Härte ist naturbestimmt und statisch, in jeder Art von gesellschaftlichen Verhältnissen vorfindbar), Herbert Spencer (naturbestimmt, dynamisch, d.h. sie kommt aber nur in schwierigen, unübersichtlichen Verhältnissen zum Tragen), Alexander Rüstow (Härte ist kulturell bedingt, statisch) und Anthony Giddens (kulturell und dynamisch) aus (Fach 2000, 122).

Robert Misik am Beispiel der Ford-Werke in Oakville, Ohio, aufzeigt: In einer riesigen, an Sowjet-Zeiten gemahnenden Betriebskundgebung wurden den Beschäftigten die Wettbewerbsnachteile gegenüber Toyota Camry drastisch vor Augen geführt: zu viele Arbeitsausfälle wegen Krankheit, zu geringe Produktivität, deswegen befinde man sich im Hintertreffen gegenüber der Schwesterfabrik in Kansas City (Misik 1997, 32). »Nur wenn härter gearbeitet würde, sei aus Ford-Oakville wieder ein *winning team* [Hervorheb. i. Orig.] zu schmieden. Dann schlug der Top-Manager den Prediger-Ton an. 'Watch out, Kansas City', rief er, 'watch out Toyota Camry, here comes Oakville.' In diesem Moment sprang jedermann auf, die Arbeiter stießen verzückte Schreie aus, applaudierten, warfen ihre Baseballmützen mit dem Ford-Logo in die Luft, und erst nach einigen Minuten ging das Tohuwabohu in laut aufbrausender Rock-and-Roll-Musik unter«. (ebd., 32-3)

Die Prämisse, dass Konkurrenz Spaß mache, kommt auch in der Spiel-Metapher zum Ausdruck. Sich selbst, ein Unternehmen, Staaten oder die EU als *player* vorzustellen, weckt unter Umständen mit Spaß und Spiel verbundene positive Affekte, welche als Entschädigung für die Beschädigungen der »Grammatik der Härte« fungieren können. Schließlich sind »ernste Spiele des Wettbewerbs«, in denen sich der männliche Habitus entfaltet (Bourdieu 1997, 203), in spätmodernen Gesellschaften in den Feldern »marktbesessener Ökonomie, anti-sozialer Elitenpolitik, konkurrenzanfacher Wissensgesellschaft, aber auch des technologisch modernisierten Militärs und des Hochleistungssports« beheimatet (ebd.). Das Spiel ist in diesen Kontexten als Strategiespiel oder eben im Sinne von Bourdieus »Spielen des Wettbewerbs« zu verstehen, in denen es um Dominanz geht. Es handelt sich hier nicht um die Konnotationen von Spekulation oder »Zocken«, die der Finanzökonomie zugeordnet werden (vgl. Stäheli 2007)<sup>16</sup>. Es scheint vielmehr die Globalisierung selbst bzw. der ökonomische Fortschritt als Spiel aufgefasst zu werden, in dem es gilt, Oberhand zu gewinnen oder zu behalten<sup>17</sup>.

Die Konnotation des Spiels wird ferner, wie sich aus der Analyse des Materials ergeben hat, über die *global player*-Metapher hinaus in einer Reihe von

**16** | Stäheli zeichnet u.a. die Unterscheidung zwischen Spiel und Spekulation und die historisch variierenden Bewertungen nach (Stäheli 2007), auch die Kultur der Börse als Machokultur, die auf aggressive Weise Frauen ausschließt (ebd., 274-301).

**17** | Auch im Draft des policy papers zur Beschäftigungspolitik, deren Veränderung und Rekontextualisierung Wodak und Weiss nachvollziehen, ist in Punkt drei die Rede von einem Spiel. Nachdem in Punkt eins die Globalisierung als herausfordernd und schmerzhaft gezeichnet wird und in Punkt zwei der ökonomische Fortschritt als Prozess der Zerstörung und Schöpfung von Neuem gefasst wird, heißt es unter Punkt drei: »The pace has become swifter and the game has taken on planetary dimensions« (Wodak/Weiss 2001, 50).

Fußballmetaphern deutlich. Die EU als Fußballteam oder Fußballverein, die Beitrittsverhandlungen als Fußballmatch usw. deuten politische Entscheidungsprozesse als Fußballspiel, als ein männliches Spiel des Wettbewerbs, das zudem Männern unterschiedlicher sozialer Schichten und Altersgruppen das kollektive, vergemeinschaftende Ausleben von Emotionen erlaubt (Kreisky 2006, 32-3).

Ein weiterer Aspekt der Grammatik der Härte ist die »neue Fitness« (Fach 2000, 116), charakterisiert durch »Fähigkeiten der Beweglichkeit, der Unnachsichtigkeit, des Kommunikativen, der Risikofreude, des Eigensinns, der Durchschlagskraft, der Hellhörigkeit, des Stehvermögens und der Eroberungsgelüste« (Andreas Zielcke, zit.n. Fach 2000, 116). Vor 20 Jahren, so merkt Wolfgang Fach an, wäre eine solche charakterliche Zuspitzung noch Anlass für eine tiefe Besorgnis und eine gesellschaftliche Therapie gewesen, die den sozialen Ausgleich anstrebt (ebd.).

Nicht nur der Staat, auch die EU wird in Hinblick auf die Idealeigenschaft der Fitness imaginiert, wie die Analyse des Printmedienkorpus gezeigt hat. Zuweilen ist Fitness auch das einzige Kriterium für einen möglichen Beitritt: die EU müsse für einen Beitritt der Türkei »selbst fit werden«, »bei Neuauflagen die eigene Fitness überprüfen«, und auch die Beitrittsfähigkeit der Türkei stellt sich in der Kategorie der Fitness dar, und es wird räsoniert, ob die Türkei »in acht oder mehr Jahren wirklich fit [...] für einen Beitritt« sei (Hubert Wachter, News vom 6.10.2005).

Im Anschluss an diese Ausführungen lässt sich die Metapher des *global player* als ein sprachliches Bild interpretieren, das hegemoniale Subjektivitäten in dieser Metapher der EU abbildet, versehen mit Eigenschaften, die auch dem Ideal des im Wettbewerb erfolgreichen Einzelnen entsprechen. Neben Kompetitivität und Flexibilität schwingt mitunter auch Spaß an der Härte des Konkurrenz-Spiels mit, zudem bringen Fußball- und Fitness-Metaphern Konnotationen neoliberaler Körperkultur ein, die das neoliberale, selbstverantwortliche Individuum um seiner Position in der Marktkonkurrenz und seines eigenen Glücks Willen auf die Optimierung von Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Fitness einschwört sowie auf die Norm des schönen, schlanken Körpers (Kreisky 2006a, 226). Im Unterschied zu Metaphorisierungen des politischen Gemeinwesens (»body politics«) handelt es sich hier jedoch eher um einen »body economic« (Sauer 2001b), »in dem alle 'Marktgänger' sind, in dem der Markt zur 'res publica' wird (ebd.).

### **Der *global player* und andere Metaphern der Globalisierung**

Die Verwirrung um Fakten zu und Verständnisse von Globalisierung forciert die Verwendung komplexitätsreduzierender Metaphern. Die Tatsache der umstrittenen Verständnisse von »realer« Globalisierung sowie auch die Realität schaffende Bedeutung von Metaphern steht in den Betrachtungen von Korn-

probst/Pouliot, Shah und Zaiotti im Vordergrund (Kornprobst/Pouliot/Shah/Zaiotti 2009, 1). Die wesentlichen Vorstellungen von Globalisierung, seien sie affirmativ oder globalisierungskritisch, manifestieren sich als Metaphern, wie etwa jene vom »globalen Dorf«<sup>18</sup>, welche die gewaltsame Seite der Globalisierung (Demirovic 2008, 28; Butterwegge 2008, 217) ausblendet, oder auch die in globalisierungskritischer Absicht gebrauchten Metaphern vom »globalen Empire« oder der »globalen Apartheid« (Kornprobst/Pouliot/Shah/Zaiotti 2009, 2).

Ein anderes Beispiel ist das sprachliche Bild von einem »großen, globalen Rennen« (Roman Herzog 1997, zit.n. Butterwegge 2008, 173), in dem insbesondere der Konkurrenzaspekt zum Ausdruck kommt. Das »globale Rennen« mache eine »Aufholjagd« der als schwerfällig, satt und behäbig charakterisierten Deutschen notwendig (ebd.). Was dem Erfolg in der globalen Konkurrenz andererseits entgegenstünde, so Herzog in einem anderen Zusammenhang, sei das »verfettete« Gemeinwesen« (Herzog, zit.n. ebd.). Anders formuliert: »Die Globalisierung setzt Wohlfahrtsstaat und öffentlichen Dienst auf Diät«, so die Wirtschaftspublizisten Klaus Methfessel und Jörg M. Winterberg im Jahr 1998 (zit.n. ebd., 145). Der Staat soll aber nicht nur selbst schlanker und fitter werden, vielmehr ist auch, um in der globalen Konkurrenz bestehen zu können, seine aktivierende Fähigkeit gefragt (Christian Brütt, zit. n.: Pühl 2003, 114; Butterwegge 2008, 185, Sauer 2009). Dem »aktivierenden Staat« stehe jedoch die »soziale Vollkaskomentalität« (Schäuble, zit.n. ebd., 172) entgegen – hier werden weitere Metaphern geprägt, die verdecken, was unter dem Titel der »Eigenverantwortung« an Kürzungen von Sozialleistungen und Verschärfungen von Zugangsbeschränkungen stattfindet.

In aktuellen Arbeiten über *global politics* werden zunehmend Metaphern thematisiert, und zwar sowohl in ihrer Rolle als Werkzeug zur Verständlichmachung globaler Politik als auch in Bezug auf jene Dynamiken und Prozesse, welche nachvollziehbar machen, wie die Metaphern selbst Realität prägen (vgl. dazu im Überblick Kornprobst et al. 2009, 8). Dass die Art und Weise, wie diese sprachlichen Bilder, in diesem Fall Metaphern der Globalisierung, die Realität prägen, sehr vielschichtig und spannungsgeladen ist, zeigt André Spicer exemplarisch in seiner Studie zum Wandel des öffentlichen Sektors am

**18** | Dazu Robert Misik: »Wir haben ein Dorf vor Augen, voll mit freundlichen Leuten, Kindern, die auf der Straße spielen oder auf dem Weg zur Schule sind. Doch mit der Realität der Globalisierung hat dies nichts gemein. Das reale 'global village' ist ein Dorf ohne Straßenbeleuchtung, ohne Regeln und Polizei. Die Kinder gehen nicht zur Schule, sondern sitzen in stickigen Fabrikhallen, um für einen Hungerlohn Teppiche zu flechten, wenn sie nicht am Straßenrand auf Freier warten. In unserem Dorf gibt es keine Demokratie, bloß die großen Händler und Fabrikanten einigen sich [...] auf jenes minimale Maß an Regeln auf das sie sich zu verständigen vermögen.« (Misik 1997, 23)

Beispiel der nationalen Fernsehanstalt in Australien (vgl. Spicer 2008). Die Rhetorik des globalen Wettbewerbs und des Unternehmertums, in den frühen 1970er Jahren noch ablehnend betrachtet, setzt sich in der betriebsinternen Sprache seit den frühen 1980ern allmählich durch, ersetzt aber nicht einfach die alten Legitimationsmuster, sondern formiert und strukturiert sie um (ebd., 95). Mithin handelt es sich nicht bloß um eine Zäsur, im Zuge derer alte, den nationalen Bildungsauftrag betonende Legitimationsstrategien durch neue, auf die Globalisierung rekurrierende Legitimationen ersetzt werden, sondern es findet eine Transformation statt (ebd.). Alte Ziele werden in Hinblick auf den globalen Wettbewerb neu gerahmt, z.B. indem postuliert wird, man müsse Vereinbarkeiten und Nischen suchen (ebd., 93). Die alte Sprache verschwindet also nicht, sie wird jedoch modifiziert. Dabei seien die auf die Marktkonkurrenz abzielenden Rechtfertigungen durchaus nicht unumstritten, sondern bleiben weiterhin in einem diskursiven Spannungsfeld. Es sei ferner nicht *eine* Metapher der Globalisierung, welche die Debatte präge, so Spicer, sondern mehrere. Als zentrale Beispiele führt er die Metaphern der Sendeanstalt ABC als *global player* und als Medienunternehmen an (ebd., 94), wobei die Notwendigkeit der globalen Reichweite und der globalen Einflussnahme zugleich das Einfallstor für die Rechtfertigung von Flexibilisierung der Arbeitskraft und der Arbeitspraxen, also Produktivitätssteigerung durch Rationalisierung und Kooperation, bildet (ebd., 92).

In der Verwendung solcher Metaphern sind wiederum zwei Ebenen zu unterscheiden, eine erkenntnistheoretische (verständniserzeugende, komplexitätsreduzierende) und eine legitimatorische. Einerseits stellen diese Metaphern einen »kognitiven Filter« bzw. einen Rahmen dar, durch den soziale, politische und ökonomische Entwicklungen intelligibel werden, und der ein Repertoire diskursiver Ressourcen in Form von gängigen Narrativen und Verständnisweisen für die politischen Akteure und Akteurinnen bereitstellt (Hay/Rosamond 2002, 151). »Globalisierung als Rhetorik« hingegen meint die strategische und persuasive Verwendung diskursiver Konstruktionen oder ihrer Kombinationen, um spezifische Handlungsweisen und Entscheidungen zu rechtfertigen (ebd., 151-2). Diese Differenzierung entspricht derjenigen zwischen legitimatorischer und erkenntnistheoretischer Funktion der Metapher und ist auch anhand des *global player* nachvollziehbar.

Als eine Figur, die Konsequenzen und Prozesse der Globalisierung in den Bereich der alltäglichen Erfahrungswelt von Spiel und Konkurrenz projiziert, macht der *global player* diese Prozesse zugleich für alle verständlich und rechtfertigt den Sachzwang der globalen Konkurrenz als prioritäre Messlatte politischer Entscheidungen. Mit der Herstellung von Intelligibilität und Überzeugungskraft untrennbar verwoben ist die Aktivierung affektiver, körperbezogener Potenziale. Alle drei Wirkungsebenen zusammen festigen den Anschein der Unvermeidlichkeit der Konkurrenzdynamik. Diese scheinbar



unhinterfragbare Dynamik der Konkurrenz bildet weitestgehend den Hintergrund der analysierten Printmedientexte – und zwar meist unabhängig davon, ob der Fokus auf der Stärkung der politischen, der militärischen oder der ökonomischen Bedeutung liegt.

Zugleich ist festzuhalten, dass der Konkurrenzaspekt dennoch in unterschiedlicher Weise nuanciert und auch unterschiedlich stark betont ist: Teils wird die EU als *global player* (oder Mitspieler, *keyplayer* etc.) als Gegengewicht und Korrekturfaktor zum »amerikanischen Hegemon« akzentuiert (Georg Hoffmann-Ostenhof, profil vom 20.3.2006; News vom 23.9.2004), teils wird sie mit Konnotationen einer »soft power« versehen (was nur vereinzelt der Fall ist – etwa im Standard, bzw. in Rekurs darauf einmal im profil). Diese agiert als Kraft der Mäßigung und Stabilität, und wendet als *global player* (auch) die Gefahr eines Konflikts der Kulturen ab (Joschka Fischer nach Rauscher, Der Standard vom 2.3.2004) bzw. übt qua Prosperität und Frieden eine Anziehungskraft auf die umliegenden aus (ebd.), und zwar als »ein gigantischer politischer und ökonomischer Magnet für seine Anrainerstaaten, ein liberales, demokratisches und auf Freiwilligkeit basierendes Imperium« (Georg Hoffmann-Ostenhof, profil vom 3.1.2005).

Andere Passagen wiederum stellen direkt auf einen Kampf um die Dominanzposition ab, was etwa in der Befürchtung zum Ausdruck kommt, die EU »dürfte das historische Kunststück zu Wege bringen, an Überdehnung zugrunde zu gehen, noch bevor sie überhaupt den Aufstieg zur Weltmacht geschafft hat« (Ortner, Die Presse vom 26.4.2005; Ortner, Die Presse vom 14.12.2004;), wenn sie das Erweiterungstempo fortsetze. Dass die US-amerikanischen Eliten der EU die Türkei aufdrängen, sei ein Zeichen, dass sie deren Status als globalen Konkurrenten verhindern wollten. Dass sich Europa dies auch gefallen lasse, zeige wiederum dessen »außenpolitische Impotenz« auf (ebd.).

Hier wird eine globale Dominanzposition der EU eingefordert – und es scheint, dass unter der Devise »Supermacht oder Ohnmacht«, also wiederum mit Rekurs auf Sachzwänge, der *global player* als Trägerfigur europäischer postkolonialer Dominanzansprüche – oder jedenfalls Dominanzwünsche – in Stellung gebracht wird.

Welcher Aspekt auch betont wird, so gut wie immer gibt die Konkurrenzdynamik die dominante Grundierung ab. Auch dort, wo die »soft power« angesprochen wird, was ohnehin nur selten der Fall ist, sind das Konkurrenzdispositiv und die damit verbundenen Sachzwänge unverkennbar: eine »soft power« muss konkurrieren können mit militärischer und wirtschaftlicher Stärke (die eventuell aus der Türkei mit ihrer großen Armee und rasch wachsenden Wirtschaft zu beziehen wäre). Sozialstandards, sofern erwähnt, sind der Logik der Konkurrenz untergeordnet, sie firmieren als ein Attribut, das Europa beson-

ders von den USA abgrenzt (Rauscher, Der Standard vom 18.6.2005; Rauscher, Der Standard vom 2.3.2004).

Die Konkurrenzdynamik als Kern der Metapher des *global player* erschließt sich insbesondere aus dessen kontextueller Genese: Die Welt der globalen Konkurrenz zwischen multinationalen Unternehmen und zwischen Fußballmannschaften kann, wie oben gezeigt wurde, als Ursprung dieses sprachlichen Bildes der EU gelten. Mit dem Verweis auf »Sachzwänge« wird Realität geschaffen (vgl. Spicer 2008; Hay/Rosamond 2003; Rosamond 2003; Fiss/Hirsch 2005; Wodak 2001; Fairclough 2003; 2006). Dabei greifen nationale, regionale und globale Ebenen vielfach ineinander, etwa indem die Reorientierung nationalstaatlicher (oder regionaler) Agenden auf Erfordernisse der globalen Ökonomie (Sassen 2006, 22) hin legitimiert wird.

### **Der global player als verallgemeinerter homo oeconomicus?**

Die hier in den Blick genommene Quasiperson des *global player* erinnert an die Figur des homo oeconomicus, die seit den ökonomischen Theorien der Neoklassik in unterschiedlichen Ausformungen als prototypischer ökonomischer Akteur firmiert bzw. als Synekdoche für das ökonomische Subjekt<sup>19</sup> (Michalitsch 2006, 118). Der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Figuren besteht darin, dass der homo oeconomicus als ökonomisches Leitbild auf den Bereich der Wirtschaft beschränkt ist, während der *global player* im Sinne der Analyse zwar der Ökonomie entstammt, als Beispiel für interdiskursive Hybridität jedoch ein bereichsübergreifendes Leitbild darstellt. Als wesentliche Gemeinsamkeiten beider Metaphern lassen sich wiederum die Kerneigenschaften der Wettbewerblichkeit und damit verbunden einer bestimmten Form von (Markt)Rationalität herausstellen. In gewisser Weise lässt sich der *global player* als Verallgemeinerung des homo oeconomicus fassen.

Für die Ebene der ökonomischen Theorie resümiert Michalitsch, dass sich die neoklassische Analyse, inklusive »integrierte Spezialfälle« aus dem Keynesia-

**19** | Zwar ist das Konstrukt des homo oeconomicus in der ökonomischen Theorie umstritten und wird keineswegs bloß von Außenseitern und Außenseiterinnen der Disziplin kritisiert (Matis 2007, 107; Michalitsch 2006, 118), dennoch ist es bis heute aufgrund der Hegemonie des neoklassischen Ansatzes prägend (Habermann 2008, 130; Michalitsch 2006, 74; Ferber/Nelson 1993, 14; Matis 2007, 107; Aßländer 2006, 133; Nutzinger 2007, 141; Manstetten 2002, 34). In wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen und an Universitäten bildet die neoklassische Theorie die Grundlage der Volkswirtschaftslehre (Michalitsch 2006, 75). Das herrschende neoklassische Paradigma, dessen Kern der einzelne wirtschaftliche Akteur, idealtypisch der homo oeconomicus, bildet (Michalitsch 2006, 72), verfestigt sich mit der Hegemonie des Neoliberalismus und dominiert gegenwärtig nicht nur den wissenschaftlichen Diskurs, sondern darüber hinaus das Alltagsverständnis von Ökonomie (ebd., 74-5).

nismus, zum herrschenden Paradigma entwickelt und sich mit dem Neoliberalismus verfestigt hat (ebd., 75). Auf ideologischer Ebene (in den Termini der Gouvernamentalitätstheorie auf der Ebene der Formierung des Subjekts) stellt der neoliberale homo oeconomicus eine Synthese aus dem neoklassischen Modell und dem erweiterten Modell des Schumpeterschen Unternehmers dar (ebd., 94). Die neoliberale Humankapitaltheorie macht schließlich alle zu Unternehmerinnen und Unternehmern ihrer selbst: »Es kann nicht nur jeder Unternehmer werden, jeder *ist* [Hervorh. i. Orig.] Unternehmer« (ebd.), soziale Beziehungen werden als Konkurrenzverhältnisse definiert, Selbststeuerung charakterisiert den Markt ebenso wie das Individuum und darüber hinaus wird die Marktförmigkeit zur Existenzfrage (ebd., 94-5). Der homo oeconomicus ist zum Humankapitalisten geworden, das Kalkül bestimmt auch sein Selbst-Verhältnis (ebd., 98). Er ist nicht mehr nur ein Leitbild für Ökonomen, so Friederike Habermann, sondern zum hegemonialen Leitbild aller geworden (Habermann 2008, 170).

Zugleich harmoniert die Figur des humankapitalmaximierenden Nutzenkalkulierers im ubiquitären Konkurrenzkampf gut mit den Grundzügen managerialer Logik, die Connell als hegemoniale Grundform der Männlichkeit bezeichnet. Gerade die radikalisierte Version von Gary S. Becker, in der Nutzenmaximierungs- und Wettbewerbsdenken des homo oeconomicus auf restlos alle Lebensbereiche ausgedehnt wird, zeigt dies. Gleichzeitig wird deutlich, dass das von der Neoklassik geprägte, durch den Typus des Schumpeterschen Unternehmers und neoliberales Denken ergänzte und modifizierte hegemoniale Leitbild des rationalen, auf Kompetitivität hin kalkulierenden Wirtschaftssubjekts, das sowohl in der Metapher des *global player* als auch im homo oeconomicus aufscheint, nicht nur einen Genderbias aufweist, sondern auch andere Subjektivitäten ausschließt. Vor dem Hintergrund der Entwicklung und theoretischen Ausformulierung des homo oeconomicus<sup>20</sup> zeigt sich,

**20** | Die »Urheberschaft« des homo oeconomicus wird meist John Stuart Mill zugeschrieben, dessen Theorie zwar dieses Konzept bereits enthält, nicht aber die Benennung (Habermann 2008, 132-3). Oft wird dabei verwiesen auf vorwegnehmende Gedanken und Konzepte bei dem Vertreter der Klassik Adam Smith oder dem Utilitaristen Jeremy Bentham (ebd.). Der Begriff selbst in seiner lateinischen Fassung geht wahrscheinlich auf Vilfredo Pareto im Jahr 1906 zurück, in der englischen Fassung des economic man ist er bei John Kells Ingrams schon etwas früher, im Jahr 1888 zu finden (ebd., 133). Ein grundlegender Unterschied zwischen der Klassik des 18. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Neoklassik bestand darin, dass in der klassischen Theorie der Bereich der Ökonomie in seiner Verflechtung mit Staat und Gesellschaft gesehen wurde, während die Neoklassik eine »reine«, dem gesellschaftlichen Kontext enttobene Ökonomie dachte (Michalitsch 2006, 72). Diese »reine« anstatt der politischen Ökonomie wiederum fokussierte die Mikroanalyse, das Individuum. Zur Entwicklung des

dass dieser eng verknüpft ist mit »der Entstehung des weißen, männlichen, bürgerlichen Subjekts« (Habermann 2008, 248).

In die Genese des homo oeconomicus ist ein scheinbar neutrales, universelles Verständnis von Rationalität verwoben, das für westlich-okzidentales Denken kennzeichnend ist. Sowohl Adam Smith ging davon aus, dass als nicht-weiß konstruierte Subjekte unfähig zu rationalen Entscheidungen seien (Habermann 2008, 134; 141), als auch Jeremy Bentham, der Bildungsversuche in Kolonien als vergebliche Mühe bezeichnete, da auf »temperament, race, and climate« kein Einfluss auszuüben sei (Bentham, zit.n. Habermann 2008, 150). John Stuart Mill setzte sich zwar gemeinsam mit Harriet Taylor sehr früh für die Emanzipation der Frau ein, die Anderen im nicht-westlichen Sinn bleiben aber auch bei ihm vom Konzept des homo oeconomicus ausgeschlossen, da sie zu unterentwickelt seien (ebd., 159). Aus der Binnensicht der Wirtschaftstheorie könnten aufgrund des methodischen Individualismus strukturelle Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht oder Ethnie nicht erfasst werden (ebd., 130), sehr wohl aber durch Kontextualisierung des Leitbildes des homo oeconomicus und dessen Attribuierung. Schließlich ist die Eigenschaft der (ökonomischen, aber auch in einem ganz allgemeinen Sinne gefassten) Rationalität historisch nicht nur männlich, sondern auch westlich-okzidental gefasst. Ein bestimmtes, prägendes Verständnis von universaler Rationalität und Fortschritt, das zudem mit dem Imperativ der Transparenz verbunden ist<sup>21</sup>, wird in der europäischen Geistesgeschichte festgeschrieben und mit der angeblichen Irrationalität der Anderen, ihres Denkens und Handelns kontrastiert, seien es »die Orientalen« (vgl. Braun/Mathes 2007; Said 2003/1975; Yegenoglu 1998; Hörner 2001; Schmitz 2006) oder die Kolonisierten aus dem der westlichen Welt gegenüber gestellten »Rest« (vgl. Hall 1994). Sofern man von einer hegemonialen Rationalität in Form einer »Wettbewerbsrationalität« spricht, die sich im homo oeconomicus bzw. im *global player* manifestiert, so ist eines ihrer Kennzeichen die universelle Gültigkeit bzw. die Bezogenheit aller anderen »Logiken« auf die Wettbewerbslichkeit.

Zugleich wohnt dem homo oeconomicus seit seinen frühen Anfängen eine klassenspezifische Verortung inne: Bei Adam Smith sind Männer ausdrücklich bürgerliche Männer (Habermann 2008, 137), bei Bentham und Smith ist

---

homo oeconomicus sowie auch zum Bedeutungswandel der zentralen Begriffe »Nutzen« und »Interesse« vgl. u.a. Habermann 2008; Michalitsch 2006; Manstetten 2002; Matis 2007.

**21** | Die »westliche Wissensordnung« definiert sich wesentlich aus einer konstruierten Verbindung zwischen Rationalität/Naturbeherrschung – Männlichkeit – Sehen, wie Christina von Braun anhand der christlichen Vorstellungswelt und teilweise Sander L. Gilman anhand zentraler Werke der Aufklärung nachzeichnen (vgl. Braun 2001; Gilman 1992).

zwar diese Explizitheit etwas zurückgenommen, und der Stellenwert von Erziehung und Bildung betont (ebd., 149; 157), implizit jedoch vorhanden.

### **Neoliberalismus – Begriffsbestimmung und empirische Befunde**

Die hier verfolgte Argumentation, dass die Metapher des *global player* als Manifestation neoliberaler Transformationsprozesse, hegemonialer Männlichkeit und anderer Dominanzverhältnisse im »gesellschaftlichen Imaginären« zu lesen ist, erfordert zunächst eine genauere Bestimmung dessen was unter Neoliberalismus und neoliberalen Transformationsprozessen zu verstehen ist. Zudem macht die Popularisierung des Begriffs Neoliberalismus im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte sowie seine häufige Verwendung als politisches Schlagwort (Ptak 2007, 14) eine genauere Definition unumgänglich.

Historischer Ausgangspunkt des »neuen Liberalismus« war zunächst die fundamentale Niederlage des Wirtschaftsliberalismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die in der Weltwirtschaftskrise 1929/32 ihren Höhepunkt erreichte (ebd., 19; 16). Vor dem Hintergrund der Großen Depression fand ein Paradigmenwechsel in der Wirtschaftswissenschaft und der Wirtschaftspolitik statt (ebd., 17) im Zuge dessen die Fähigkeit des Kapitalismus, »die ihm von der Entwicklung gestellten Aufgaben« zu bewältigen (Emil Lederer, zit.n. ebd., 18) fundamental in Zweifel gezogen wurden. Es wurde dabei von endogenen, d.h. in der Struktur des entwickelten Kapitalismus selbst begründeten, Faktoren ausgegangen, welche die Krise verursacht hatten (ebd.). Folglich erachtete man, vorwiegend auf die »General Theory« von John Maynard Keynes gestützt, Gestaltung und Intervention, mithin systematische wirtschaftspolitische Eingriffe als notwendig (ebd.).

Die Gegenbewegung der Marktradikalen formierte sich in den 1930er Jahren in Deutschland (Ordoliberalen der Freiburger Schule), Österreich (Österreichische Schule der Nationalökonomie), in den USA, angestoßen vom liberalen Publizisten Walter Lippman, und auch in England und Frankreich (ebd., 21), und sie ist von Beginn an eine internationale Bewegung. Vom »alten Liberalismus« unterscheidet sich der »neue« grosso modo durch die Ablehnung des Laissez-faire Prinzips, die Ablehnung der These, dass ein Marktversagen möglich sei, sowie der Ablehnung der konzeptionellen Beschränkung des Kosten-Nutzen Prinzips auf die ökonomische Sphäre (ebd., 27-31). Demnach ist in neoliberaler Denkart die Freiheit des Marktes staatlich abzusichern<sup>22</sup>, Marktversagen ausgeschlossen und das Kosten-Nutzen-Prinzip auf alle Bereiche des

---

**22** | Auch wenn die Neoklassiker in der Praxis bestimmte Staatseingriffe akzeptierten – der begrenzte »Nachtwächterstaat« musste schließlich auch über Steuern finanziert werden, so unterschätze – laut dem Gros der Neoliberalen – die Neoklassik die ordnende Lenkung des Staates zur Stabilisierung der Marktmechanismen sowie für deren Funktionieren (Ptak 2007, 27).

Lebens auszudehnen (ebd.). Die internationale Vernetzung von Proponenten des Neoliberalismus fand nach dem 2. Weltkrieg statt, indem zunächst unter der Leitung von August Friedrich Hayek die Mont Pèlerin Society (MPS) gegründet wurde, das in der Folge bedeutendste neoliberale Elitenetzwerk der Welt, bestehend aus Personen aus internationalen politischen, universitären und wirtschaftlichen Institutionen (Walpen 2004, 244), mit dem Ziel, die neoliberale Weltanschauung im Alltagsdenken zu verankern (ebd.; Walpen 2010; 2004).

Die Krise des »Fordismus« und die damit verbundenen ökonomischen und technologischen Veränderungen begünstigten die Durchsetzung des neoliberalen Projekts ab den 1970er Jahren (vgl. dazu u.a. Michalitsch 2006, 50). Die Aufhebung von Bretton Woods, das durch Zölle und Quoten nationale Märkte noch schützte und die daraus folgende weltweite Liberalisierung dieser Märkte – transnationale Unternehmensstrategien, regionale ökonomische Integration in EU, NAFTA, Mercosur, stärkere Nachfrageorientierung der Produktion – sowie der Fall des Eisernen Vorhangs als eine mächtige Barriere des Weltmarkts begleiteten diesen Prozess (ebd., 51; vgl. Sassen 2006). Unzählige neoliberale und neokonservative Forschungsinstitute, Netzwerke, Stiftungen und *think tanks* mit MPS-Mitgliedern in Ausschüssen, Gremien oder Vorständen »überziehen« mittlerweile den amerikanischen und europäischen Kontinent<sup>23</sup> (Plehwe/Walpen 2004, 83-85; Walpen 2004, 244; 399-410). Zudem gewann die MPS an Einfluss durch die Berufung von Mitgliedern in Regierungsämter und die Übertragung von Aufgaben in internationalen Organisationen (Walpen 2004, 244).

Im Zentrum der inhaltlichen Fokussierung auf die unbeschränkte Marktgesellschaft und ihre Rechtfertigung stehen die Begriffe Markt, Staat und Wettbewerb (Ptak 2007, 32). Dabei sind Zielformulierungen in Bezug auf den Staat verantwortlich für die relative Breite an Positionen innerhalb des Neoliberalismus (vgl. Walpen 2010), sie reichen von Staatsfeindlichkeit – der Staat wird als Organismus verstanden, der mit dem Sozialismus zusammenhänge, diesen jedoch überdauert habe (ebd., 252) – bis hin zur Forderung weitreichender Interventionen vom Staat, immer im Sinne einer Absicherung des Marktes und seines optimalen Funktionierens (vgl. Walpen 2010). Vehement abgelehnt wird hingegen der »totale Staat«, ein Negativbegriff, geprägt von Carl Schmitt, der für den demokratischen Sozialstaat in der Weimarer Republik (Ptak 2007, 34) und für Schwäche steht (im Gegensatz zum »autoritären Staat«, der als wirklich stark gesehen wurde/wird, und der beispielsweise unter dem Einfluss der Chicago Boys unter Pinochet in Chile verwirklicht wurde – Walpen 2010).

**23** | Vereinzelt sind auch Institute in Australien und Südafrika, einige in Asien, hier vor allem in Japan, zu finden (ebd.).

Der Markt wiederum wird als die zentrale gesellschaftliche Regulationsinstanz verstanden, nach Hayek als »spontane Ordnung«, die nur durch freien Wettbewerb zur Entfaltung kommen könne (ebd., 45), und der sich letzten Endes – wie der Staat – auch das Individuum zu unterwerfen habe (ebd., 58). Der Markt stellt mithin die oberste Instanz dar, wenngleich der Individualismus die wichtigste Säule des neoliberalen Menschenbildes ist (Ptak 2007, 31).

Als neoliberale Leitbegriffe fungieren »das Individuum«, »die Freiheit«, verstanden als negative Freiheit, als Freiheit von etwas (Ptak 2007, 62), im Gegensatz zur »Knechtschaft«, die vom Staat ausgehe. Gleichwohl handelt es sich um ein durch und durch instrumentelles Verständnis von Freiheit, in dem die Probleme ökonomischer Macht, die Notwendigkeit materieller Voraussetzungen zur Freiheitsentfaltung ausgeblendet werden (Ptak 2007, 64). »Freiheit beschränkt sich auf die Nicht-Diskriminierung der Marktteilnahme« (ebd.), und der Neoliberalismus entfernt sich somit vollends von den emanzipatorischen Wurzeln des bürgerlichen Liberalismus (ebd.). Eigentlich kehrt er diese um: »Die politische Freiheit, einst die wichtigste Säule der bürgerlichen Revolutionen – wird zur Bedrohung der Marktgesellschaft« (ebd.).

Der Neoliberalismus ist somit mehr als die Durchsetzung »der Ökonomie zur Leitwissenschaft und zur Staatsräson« (Sauer 2007, 37), er zielt auf die Gesamtgesellschaft ab. »[N]icht nur der Markt [steht] im Zentrum neoliberaler Konditionen; gleichzeitig stehen vielmehr die gesamte gesellschaftliche Ordnung und mithin der Staat als Steuerungs- und Regulierungsinstanz zur Disposition« (ebd.). Dabei wirkt der Neoliberalismus vor allem auch als eine Ideologie, mittels derer Begriffe wie Wirtschaftlichkeit, Effektivität, Wettbewerb, Flexibilität und Eigenverantwortung zu Imperativen in immer mehr Lebensbereichen stilisiert werden (vgl. u.a. Walpen 2010; Sauer 2008, 19; Butterwegge 2008, 167; Walpen 2004, 196ff.). »Neoliberalismus wünscht die Fortsetzung des Kapitalismus mit marktradikalen Mitteln« (Kreisky 2006, 225), und die Durchdringung aller »Sphären des Lebens, des Arbeitens, Denkens wie des Fühlens, der Psyche wie des Körpers« (ebd.) ist letztendlich Teil der Wirkung des politisch-ideologischen Projekts Neoliberalismus. Zugleich ist »[n]eoliberale Restrukturierung [...] ein immanent vergeschlechtlichter Prozess, der auf einem spezifischen Geschlechterarrangement beruht und dieses zugleich reproduziert« (Sauer 2008, 38). Dies impliziert eine Neustrukturierung der Verhältnisse von Markt, Staat, Privatheit bzw. Familienökonomie, Nationalem und Internationalem (Sauer 2008, 38; Michalitsch 2006, 49), verbunden mit reformulierten Geschlechterbildern auf ideologischer Ebene. Neoliberalismus ist auch als »enormes Projekt der Maskulinisierung« (Sauer 2010, 44) zu sehen.

Der Neoliberalismus verbindet sich auch mit anderen ideologischen Elementen bzw. Strömungen, etwa dem Neokonservatismus (Demirovic 2008, 20), und eine seiner Hauptstoßrichtungen, die sich im oben dargestellten Diskurs um Globalisierung und Sachzwang, damit einhergehend in der Metapher

des *global player* als zentral herausgestellt hat, ist die Ökonomisierung des Sozialen (Rose 2000; Sauer 2008; Demirovic 2008).

Zusammenfassend kann man jedoch »weder von *dem* Neoliberalismus noch von einer *geschlossenen* theoretisch-ideologischen Konzeption des Neoliberalismus sprechen« (Ptak 2007, 23), es handelt sich nicht um eine »Theorie aus einem Guss« (Lösch 2007, 221), Neoliberalismus bildet vielmehr ein »widersprüchliches Ensemble von wissenschaftlichen, insbesondere ökonomischen Theorien, staatlichen und zivilgesellschaftlichen Politikformen, Konzernstrategien und Selbst-Praktiken« (Dieter Plehwe/Bernhard Walpen, zit.n. Ptak 2007, 24). Aus internationaler Perspektive lassen sich »varieties of neoliberalism« unterscheiden (Gregory Albo 2005, zit.n. Genetti 2009, 74). Gerade diese Flexibilität ist aber als die historisch große Stärke des neoliberalen Projekts anzusehen (Ptak 2007, 24). Gemeinsam ist den unterschiedlichen Konzeptionen jedoch, dass sie die Herrschaft des Marktes und den Primat der Ökonomie proklamieren (Lösch 2007, 222) und in der Folge eine Gefahr für die Demokratie darstellen bzw. sie zu einer Fassade degradieren (ebd., 282).

Unterdessen hat sich die neoliberale Transformation bereits in unterschiedlicher Weise »materialisiert«, empirische Evidenzen dafür finden sich in mehreren Bereichen.

Zum einen wird für die Legitimierung der wirtschaftspolitischen Vorgaben der EU häufig auf den Topos des Sachzwangs zurückgegriffen (vgl. Karass 2008, 243). Der Abbau sozialstaatlicher Standards ist auch ein Prozess, in dem Sachzwänge institutionalisiert werden und wurden (ebd.), was sich zunächst rechtlich in Verträgen, Verordnungen, Richtlinien und Leitlinien manifestiert. Darauf basieren wiederum das politische Handeln auf EU- wie auf nationalstaatlicher Ebene, staatliche Interventionsmöglichkeiten bzw. deren Einschränkung – z.B. bei Sozialausgaben oder Subventionen. Inwiefern das politische Handeln den rechtlichen Vorgaben entspricht, ist indes schwer festzustellen, zumal es nicht genügt, die rechtliche »eins zu eins-Umsetzung« in den einzelnen Mitgliedsstaaten zu überprüfen – schließlich geht es danach vor allem um die tatsächliche Einhaltung des Rechts. Inwiefern die in wirtschaftspolitischen Vorgaben eingelassenen Sachzwänge tatsächlich wirksam geworden sind, lässt sich deshalb selbst in Bezug auf die »präziseste, verbindlichste und mit den schmerzhaftesten Sanktionen ausgestattete Vorgabe«, nämlich das Defizitkriterium<sup>24</sup>, nicht genau eruieren. Die Einschätzungen dazu sind recht kontrovers (vgl. die Ausführungen von Karass 2008, 254). Als erfolgreich ist die Institutionalisierung von Sachzwängen aber auch dann zu bezeichnen, wenn die Vorgaben als Legitimation für bestimmte mitgliedsstaatliche Politikmaßnahmen zu nutzen sind (ebd.), und diesbezüglich fällt

**24** | Das Defizitkriterium legt eine Grenze von drei Prozent für das Haushaltsdefizit und von 60 Prozent für den Gesamtschuldenstand fest (Europäischer Rat 1997)



die Bilanz der Wirksamkeit »positiv« aus: Tatsächlich sind, das ergibt die Überprüfung der wirtschaftspolitischen Vorgaben, diese »meist so gefasst, dass sie eine Richtung vorgeben, die Legitimierung der restriktiven Fiskalpolitik über den Sündenbock EU möglich ist, den Politikern aber gleichwohl ein gewisser Spielraum verbleibt« (ebd., 255). Die Rhetorik der Globalisierung schafft also Fakten.

Zum anderen wird die Umgestaltung nationaler wohlfahrtsstaatlicher Regimes unter Berufung auf Sachzwänge und andere damit einhergehende ökonomische Imperative (Wettbewerbsfähigkeit, Effizienz, Innovation usw.) legitimiert. Teils lassen sich die auf nationaler Ebene umgesetzten Maßnahmen direkt auf Vorschläge der Europäischen Kommission zurückführen, etwa den im Weißbuch »Wachstum, Wettbewerbsfähigkeit, Beschäftigung« aus dem Jahr 1993 zentral festgeschriebenen workfare-Strategien<sup>25</sup> (Michalitsch 2006, 129), teilweise entstehen sie im nationalen Rahmen unter Berufung auf Sachzwänge (vgl. Karrass 2008).

Zwar grenzt sich die EU mit Verweis auf einen spezifischen »European way of life« (vgl. Verheugen, profil 27.6.2005) von den USA und dem »American way of life« dezitiert ab, indem ersterer dadurch gekennzeichnet wird, dass EU-Bürgerinnen und EU-Bürger eine soziale Abfederung der Folgen von im Zuge des forcierten Wettbewerbs stattfindender Deregulierung, Liberalisierung und Privatisierung erwarten dürften (Mahnkopf 2007, 92). Tatsächlich jedoch wird »die Idee eines 'sozialen Europa' im herrschenden Diskurs der EU-Kommission funktionalistisch auf den Beitrag interner Kohäsion für die externe Leistungsfähigkeit ökonomischer Kräfte eingengt« (ebd., 93).

Für einzelne europäische Nationalstaaten ist der Beginn des neoliberalen Transformationsprozesses unterschiedlich anzusetzen. Ihren Ausgang nahm neoliberale Restrukturierungspolitik in Europa mit dem »Thatcherismus« im Großbritannien der 1980er Jahre. In Österreich und Deutschland, nach Esping-Andersen dem korporatistisch-konservativen Typus des Wohlfahrtsstaats zuzuordnen (vgl. Esping-Andersen 1993), lassen sich erste Anzeichen in Richtung neoliberaler Transformation in den 1990er Jahren erkennen.

Markantes Beispiel neoliberaler Politik in Österreich ist die seit 2000 unter Schwarz-Blau/Orange forcierte und beschleunigte Privatisierung von staatlichen Unternehmen, die v.a. durch den Verweis auf den Primat des Schuldenabbaus und die »Entpolitisierung« legitimiert wurde, und die zu einem fast kompletten Rückzug des Staates aus unternehmerischen Tätigkeiten sowie zu einer parteipolitischen »Umfärbung« durch die Hintertür geführt hat

**25** | »Workfare« bezeichnet das Zusammenwirken arbeitsmarkt- und sozialpolitischer Restrukturierung, deren Kernelemente Deregulierung, Arbeitskostensenkung, Sozialabbau und Aktivierung sind, somit verknüpft workfare Wirtschaftssteuerung mit individuellem Selbst-Management (Michalitsch 2006, 129).

(Obinger 2006, 164-5). Konsequenz daraus ist ein zukünftiger Einnahmenschwund für den Staat, drohende »Filetierung« von Betrieben, Abwanderung von Entscheidungs- und Forschungskapazitäten und fortgesetzter Schwund von Arbeitsplätzen in den privatisierten Betrieben (ebd., 166). Ein neues Verständnis von Sozialpolitik, in dem Freiheit und Leistungsbereitschaft sowie private soziale Verantwortung eine wichtige Rolle spielten, realisierte sich in Form eines sozialpolitischen Kurswechsels (Tálos 2006, 204), u. a. in der Pensionsversicherung, gekennzeichnet durch eine Leistungsreduktion und den de facto Übergang zu einem Drei-Säulen-Modell (Tálos 2006, 205), in der Arbeitslosenversicherung durch Leistungsreduktion und substantiellen Rückbau (Fink 2006, 184) sowie im Arbeitsrecht mit dem Verweis auf die Absicherung des Wirtschaftsstandortes (Tálos 2006, 195). Der (rechts)konservative Kurswechsel in der Familienpolitik, die Abkehr vom erwerbszentrierten Karenzgeld (ebd., Michalitsch 2004, 81) wurde inzwischen teilweise revidiert bzw. durch zusätzliche Wahlmöglichkeiten ergänzt.

Insgesamt bedeutet die neoliberale Transformation gleichzeitig eine patriarchale Restrukturierung der Geschlechterverhältnisse (Michalitsch 2006, 126), und zwar auf mehreren Ebenen (ebd., 126-145): Die Privatisierung bislang öffentlicher Dienste sorgt für eine Verteuerung unverzichtbarer Versorgungsleistungen und bedeutet partiell eine Verlagerung in die private Versorgungsökonomie (ebd., 127; vgl. Michalitsch 2004), die Differenzen zwischen den Alterspensionen von Frauen und Männern, für Frauen im Durchschnitt ohnehin kaum existenzsichernd, werden sich im Zuge der Erhöhung des Pensionsantrittsalters weiter verschärfen (Michalitsch 2006, 139; 2004, 82), strukturelle Verfestigung der Benachteiligungen von Frauen zeigen sich etwa in der Sozialpolitik (Sieglinde Rosenberger, zit.n. Michalitsch 2006, 133-4), in der Ausweitung atypischer Beschäftigungsformen (ebd., 134) und der Budgetpolitik (ebd., 135).

In Deutschland wurden in den letzten Jahren eine Reihe von Maßnahmen und Reformen hin zum »aktivierenden Sozialstaat«, zu »Leistungsgerechtigkeit«, »Privatinitiative« und »Eigenverantwortung« umgesetzt (vgl. Butterwegge 2008, 184; Brütt 2002, zit.n. Pühl 2003, 114). Markante Beispiele dafür sind die Hartz-Gesetze mit ihrem Ziel, nicht die »Fähigkeiten und Fertigkeiten der Bevölkerung ungenutzt zu lassen«, und zwar mittels einer »aktivierenden Sozialpolitik« (Bericht der Hartz-Kommission, zit.n. Pühl 2003, 124), die unter anderem die Förderung der Gründung von »Ich-AGs« beinhaltet (ebd., 126). Als weitere Maßnahmen im Sinne von Deregulierung und »Aktivierung« sowie der Belohnung von »Leistungsträgern«, sind die Einführung der Riester-Rente, die eine Teilprivatisierung der sozialen Sicherung, in diesem Fall der Altersvorsorge, darstellt (Butterwegge 2008, 192), die Unternehmenssteuerreform (Erlassen der Erbschaftssteuer bei größeren Familienunternehmen) sowie die Reduktion des Spitzensteuersatzes (ebd., 172) zu betrachten. Das Ge-

setz zur Absetzbarkeit der Kinderbetreuungskosten ist wiederum ein Beispiel für die Umwandlung von Bedarfs- in Leistungsgerechtigkeit. Besserverdienende »Leistungsträger«, die sich eine Kinderbetreuung leisten können, profitieren überdurchschnittlich von der Möglichkeit der Absetzbarkeit (ebd., 158). Der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik ist, wie den meisten anderen Maßnahmen, ein Geschlechterbias unterlegt: Frauen werden als Wirtschaftssubjekte adressiert, familienbezogene Arbeit bleibt ihnen dennoch weiterhin, wenn auch nicht explizit, zugeordnet (Pühl 2003, 124). Die »Unternehmerin ihrer selbst« bleibt auf ihre Anpassung an männliche Normen angewiesen (Sauer 2010, 42). Frauen als Marktteilnehmerinnen finden andere Bedingungen vor als Männer, ihnen obliegt aufgrund der nach wie vor funktionierenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung die private Hausarbeit, die ihre Flexibilität am Arbeitsmarkt beschränkt, während die Institution des Marktes nicht weniger patriarchal als die Gesellschaft selbst (vgl. Michalitsch 2006) Frauen diskriminiert.

Auch in aktuellen Krisenlösungsstrategien wird ein gender-bias sichtbar, etwa indem von der Politik männliche »systemwichtige« Arbeitsplätze gerettet und gestützt werden (durch Unterstützung der Automobilindustrie, Bankenrettungspakete, Kurzarbeitsgeld, Verschrottungsprämie), im Gegensatz zu weiblichen Arbeitsplätzen z.B. im Dienstleistungs- und Pflegebereich, die nicht als systemwichtig gelten (Sauer 2010, 42).

Festzuhalten bleibt aber auch, dass es sich bei den exemplarisch und punktuell dargestellten Transformationsbewegungen auch nicht einfach um Beispiele für eine lineare und durchgängige Entwicklung handelt, diese weisen vielmehr unterschiedliche Ausprägungen auf (vgl. Birch/Mykhnenko 2009; Albo 2005).

### 3.2 DER *GLOBAL PLAYER* ALS TRÄGERFIGUR HEGEMONIALER MÄNNLICHKEIT

Zwar wird das Geschlecht des *global player* im Textkorpus nicht oder nur im Ausnahmefall explizit – eine solche Ausnahme ist ein Presse-Artikel, in welchem dem »globalen Konkurrenten« (eine Metapher, die mehrfach synonym zum *global player* verwendet wird) »außenpolitische Impotenz« zugeschrieben wird (Ortner, Die Presse vom 14.12.2004). Meist erscheint der *global player* – zumindest vordergründig – geschlechtsneutral. Dass es sich implizit um eine männliche Geschlechtermetapher handelt, lässt sich an der Überlappung mit und der kontextuellen Nähe zu Metapher-Quellbereichen wie ökonomischem und politischem Wettkampf, Sport (besonders Fußballspiel) sowie militärischer Stärke ablesen.

Die Quellbereiche um Kampf, Sport und Spiel sind eng miteinander verwandt (Rigotti 1994, 52) und männlich konnotiert. Gerade das Fußballspiel sowie der Sport schlechthin sind als Vergesellschaftungsangebot von Männlichkeit zu betrachten (Kreisky 2006b, 32). Der Fußball erweist sich neben Ehe und Familie als männerbündisches »Reservat männlicher Leidenschaft« (ebd.) in einer Welt, in der Männern »meist nur das Ausleben leistungs- und konkurrenzgerechter Emotionen oder [...] nur destruktiver Gefühle« zugestanden wird (ebd.). Gleichzeitig bestimmt sich das Männerbündische über »planmäßige Anordnung und Konkurrenz« und stellt eine Form männlicher Vergemeinschaftung dar, die Gemeinsamkeit zwischen Männern aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Altersgruppen herstellt (ebd., 33).

Die in den Bereichen Kampf, Sport und Spiel zentrale kompetitive Logik in unterschiedlichen Kombinationsformen und Ausprägungen (spielerischer) ökonomischer, politischer und militärischer Stärke verweist unzweifelhaft auf »Männlichkeit«. Der zugrunde liegende Begriff von Männlichkeit stellt dabei nicht auf individuelle, biologische, auch nicht auf positionale Männlichkeit ab, d.h. auf die quantitative Verteilung von Männern auf Entscheidungspositionen in gesellschaftlichen Handlungsbereichen, sondern vielmehr auf die symbolische und soziostrukturelle Dimension von Geschlecht (Sauer 2001a, 51). Kompetitivität und Wettbewerbsorientierung bilden einen wesentlichen Kern männlicher Dominanz, wobei Theoretisierungen von Männlichkeit unterschiedliche Ebenen der Konkurrenz in den Vordergrund stellen.

Pierre Bourdieu spricht von den »ernsten Spielen des Wettbewerbs« mittels derer der männliche Habitus<sup>26</sup> »konstruiert und vollendet« wird, und zwar in einem »den Männern vorbehaltenen Raum« (Bourdieu 1997, 203). Handlungsfelder dieser Spiele sind Ökonomie, Politik, Wissenschaft, religiöse Institutionen und Militär, aber auch halböffentliche Felder wie Vereine, Clubs etc. Wenngleich die Männlichkeit in Relation zur bzw. gegen die Weiblichkeit konstruiert ist, wird sie im Wettbewerb zwischen Männern konstruiert, »vor und für die anderen Männer« (Bourdieu 2005, 96). Es sei »die Größe und das Elend des Mannes [...], dass seine libido als libido dominandi konstituiert ist, als Wunsch, die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen« (Bourdieu 1997, 215). Damit betont Bourdieu die homosoziale Dimension der Konstitution von Männlichkeit, während die Theorie von Raewyn Connell die heterosoziale Dimension, d. h. die Abgrenzung gegenüber Frauen mehr in den Vordergrund rückt (Meuser 2006, 164) sowie auch die Komponente gesellschaftlicher Transformationsprozesse stärker betont. Rekurrierend auf Gramscis Hegemoniekonzept kristallisiert Connell aus empirischen Analysen biographischer Interviews

**26** | Das von Bourdieu in der Klassenanalyse entwickelte Konzept des Habitus (vgl. Bourdieu 2007/1979) wird hier auf das Geschlechterverhältnis übertragen.

unterschiedliche Formen von Männlichkeit heraus (Connell 2006/1995, 97-102): hegemoniale Männlichkeit, die in Führungsebenen von Wirtschaft, Militär und Politik am deutlichsten zu erkennen ist, sich aber keineswegs darauf beschränkt (98), untergeordnete Männlichkeit, v.a. erkennbar in schwuler Männlichkeit und marginalisierter Männlichkeit (z.B. »black masculinity«), die aufgrund der Interaktion der Kategorie *gender* mit *race* und *class* randständige männliche Positionen definieren (101). Der Begriff der Komplizenschaft fasst die Involvierung aller Gruppen von Männern (auch jene, die untergeordneten, marginalisierten Männlichkeiten zuzurechnen sind) in patriarchale Dominanzverhältnisse, indem in Rechnung gestellt wird, dass alle Arten von Männlichkeit<sup>27</sup> einen Vorteil gegenüber Frauen in Form einer »patriarchalen Dividende« bieten (100). Hegemoniale Männlichkeit bedeutet in diesem Verständnis, dass sich alle anderen Formen von Männlichkeit zur hegemonialen Form zumindest positionieren, in irgendeiner Weise darauf beziehen müssen, wenn auch kritisch-distanzierend (Connell/Messerschmidt 2005, zit.n. Meuser 2006, 162). Hegemoniale Männlichkeit als institutionalisierte Praxis ist dabei in einem engen Nexus mit gesellschaftlicher Macht gedacht, die Modifikationen hegemonialer Männlichkeiten im Lauf der Geschichte verlaufen entlang ökonomisch-politischer Transformationen und ihrer sich wandelnden Dominanzstrukturen (Connell 2006/1997, 106-7). Die Eckpunkte markierte zunächst die bürgerliche Männlichkeit, die durch Prozesse der Industrialisierung, Revolutionen und Bürokratisierung der staatlichen Verwaltung allmählich von anderen hegemonialen Männlichkeiten abgelöst wurde, die von Kalkül und Rationalität geprägt und stärker regulativ sind, verkörpert etwa durch den Bürokraten und den Unternehmer (ebd., 106). Mit der Herausbildung von Massenarmeen schließlich findet eine Verschiebung hin zu bürokratisch rationalisierter Gewalt statt, wie sie in Clausewitz' *Über den Krieg* zum Ausdruck kommt und sich im Faschismus in eine Männlichkeit wandelt, die für personale Gewalt und die Glorifizierung von Irrationalität steht. Dabei bleibt jedoch der Aspekt der Bürokratisierung von Gewalt erhalten und technische Expertise gewinnt an Bedeutung (ebd.). Die rasche Entwicklung von Wirtschaft und Bildungssystem in der Nachkriegszeit, die damit einhergehende Vervielfachung der Professionalisierung von einzelnen Berufen, die Spezialisierung und Expertise beinhalten, die zunehmende Bedeutung von Informationstechnologie und Technik tragen zur Herausbildung eines neuen hegemonialen Typs von Männlichkeit bei, der um Expertise und technisches Wissen herum organi-

**27** | Die ausgedeuteten Formen von Männlichkeit bilden sich dabei immer in Relation zu anderen Männlichkeiten und zum Geschlechterverhältnis als Ganzem heraus (Connell 2006/1995, 176), sie meinen keine festen Charaktertypen, sondern »Handlungsmuster, die in bestimmten Situationen innerhalb eines veränderlichen Beziehungsgefüges entstehen« (ebd., 102).

siert ist (ebd., 107). Für die Gegenwart stellt Connell zumindest auf der Ebene globaler Geschlechterordnung die auf den transnationalen Milieus multinationaler Konzerne, von Diplomatie, Militär, internationalen Medien und dem globalen Markt basierende maskulinistische Managementkultur als hegemonial heraus, wobei der Begriff der »hegemonialen Männlichkeit« von »dominanter Männlichkeit« unterschieden wird. Das bedeutet, dass hegemoniale Männlichkeiten nicht unbedingt weit verbreitet und alltäglich sein müssen (Connell/Messerschmidt 2005, zit.n. Messerschmidt 2010), es aber sehr wohl sein können (ebd.), dass jedoch alle anderen Typen von Männlichkeit sich zur hegemonialen Form in Bezug setzen müssen. Zudem werden geografische Wirkungsbereiche von hegemonialer Männlichkeit differenziert (Connell 2005, zit.n. Messerschmidt 2010). Das bedeutet, dass eine »erste« nationale/regionale Ebene und die dort stattfindende Interaktion von Geschlechterordnungen die Basis für die globale Geschlechterordnung darstellt<sup>28</sup>.

In aktuellen Transformationsprozessen etablieren Deregulierung und Kürzung des Wohlfahrtsstaates nach innen hin die »managerialist agenda« (Yeatman, zit.n. Connell 2006/1997, 110), die im Namen von Effizienz Sozialprogramme wie Gleichstellungsmaßnahmen kürzt und in Männerbeschäftigung investiert, »because of the perceived need to make the country 'competitive in international markets'« (ebd., 110). Gleichzeitig sind aktuell, wie Connell feststellt, männliche Macht und institutionalisierte Heterosexualität umkämpft, Geschlechterrollen sind auch in Veränderung begriffen, die jedoch nicht einfach als Aufweichung oder Verhärtung einheitlicher »Geschlechterrollen« zu begreifen sind, »but as a field of institutional and interpersonal changes through which a multilateral struggle for hegemony in gender relations, and advantage in other structures, is pursued« (ebd., 109). Es gibt demnach nicht nur ein einziges Narrativ von Modernität, sondern einen »gemischten globalen Prozess, der Wellen von Modernität und Modernisierung mit einschließt« (Connell 2010, 21-2). Die internationale Integration des Finanzkapitals etwa bringt eine neue Form modernisierter patriarchaler Männlichkeit hervor, die sich relativ weit von der Macho-Kultur des Börsensaals<sup>29</sup> entfernt hat, und kombiniert Toleranz gegenüber Schwulen und Lesben sowie Frauen in Führungs-

**28 |** »The gender patterns resulting from these interactions [the interaction, interconnection, and interdependence of nation states and regional gender orders, K.B.] are the first level of a global gender order. They are [regional] patterns but carry the impress of the forces that make a global society.« (Connell 2005, zit.n. Messerschmidt 2010)

**29 |** Auf der Ebene der Darstellung etwa des Investmentbankings sowie auch auf der Ebene der subjektiven Erfahrungen von Frauen stellt Claudia Honegger jedoch sehr wohl Elemente dieser Macho-Kultur fest, etwa wenn das Bild des Haifischbeckens, das Kampfeslust, Kraft und Verwegenheit suggeriert und mit dem männlichen Begehren nach »gehobenen« sexuellen Dienstleistungen verknüpft wird (Honegger 2010, 162).

positionen mit konservativen Praktiken und defacto Geschlechterhierarchien, die im Kern dieser unternehmerischen Männlichkeiten verankert sind (ebd., 22). Eine mehrschichtige Bedeutung in gegenwärtigen Transformationsprozessen misst Connell einer bestimmten Fassung von Rationalität zu, die »einen Teil der heutigen Legitimation des Patriarchats [trägt], vielleicht sogar den entscheidenden Teil« (ebd., 201), stellt aber gleichwohl fest, dass hegemoniale Männlichkeit und der Rationalismus der kapitalistischen Berufswelt<sup>30</sup> nicht einfach ineins zu setzen sind (198). Vielmehr wohne etwa der Marktrationalität das Potenzial inne, die Geschlechterhierarchie, auf welcher die hegemoniale Männlichkeit beruht, sogar auszuhöhlen (ebd., 201). Zentraler Bestandteil der unternehmerischen, managerialen Form von hegemonialer Männlichkeit sind in Bezug auf den Körper die Fitness (ebd., 18), allgemein der direkte Wettbewerb mit anderen Männern und Frauen in der »Maschinerie des Managements« (ebd., 21). Es geht darum, »das eigene Leben und die Beziehungen so zu gestalten, dass es möglich wird, ein effektiver Mitbewerber innerhalb der Maschine zu werden« (ebd.), Wettbewerb und Effizienz bilden den zentralen Bezugspunkt aller Lebensbereiche.

Michael Meuser schlägt als Kombination zentraler Aussagen von Bourdieu und Connell vor, hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip zu verstehen, das durch ein doppeltes, die homosoziale wie die heterosoziale Dimension umfassendes Hegemoniestreben gekennzeichnet ist (Meuser 2006, 166-7). In diesem Sinne ist »(beanspruchte) Hegemonie in der heterosozialen Dimension immer auch (symbolischer) 'Spieleinsatz' in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs, den die Männer unter sich austragen« (ebd., 167).

Der Metapher des *global player*, die per definitionem dem Imperativ der Wettbewerbsfähigkeit untergeordnet ist, wohnt somit ein wesentliches Konstitutionsprinzip von Männlichkeit inne (nach Bourdieu *das* wesentliche). Daher ist der *global player* trotz seiner auf den ersten Blick geschlechtsneutralen Erscheinung auch als eine Geschlechtermetapher zu lesen, die im öffentlichen Raum perpetuiert wird und Geschlechternormen setzt.

Er reiht sich somit ein in das Archiv von männlichen Körpermetaphern als Personifizierung von Machtgebilden (Koschorke et al. 2007, 66), als Verkörperung eines Gemeinwesens, das stark ökonomisch determiniert ist, gewissermaßen mehr als »body economic« denn als »body politic« firmiert. Die der Verkörperung von Machtgebilden zugeordnete männliche Stärke kontrastiert Vorstellungen des Kollektiven, z.B. als Masse, die meist effeminiert imaginiert wird. Im Europa-Kontext stellt etwa die Europa aus dem antiken Gründungs-

**30** | Er analysiert unterschiedliche Ausformungen spätkapitalistischer Rationalität, u.a. technische Rationalität in Form von maskulinistisch-hierarchisch strukturiertem Expertentum, intellektuelle Begabung mit der Zuschreibung von »Überdurchschnittlichkeit« (Connell 2006/1997, 190-192).

mythos, ursprünglich Opfer einer Entführung in einer Serie wechselseitigen Frauenraubs (Münkler 1991, 525) und Symbol für Fruchtbarkeit<sup>31</sup>, (Schmale 2005, 14) eine solche Imagination dar. Ähnlich die Erdteil-Allegorie der Europa, welche primär eine darstellerische, attribuierende Funktion<sup>32</sup> erfüllt. In dieser Tradition lassen sich die im untersuchten Printmediendiskurs mehrfach auftauchenden Metaphern eines Europa als Braut oder Verlobte verorten. Wie in der Tradition des Europamythos und der Erdteilallegorie sowie in anderen weiblichen Imaginationen des Kollektiven markieren sie in erster Linie Schwäche und Gefährdung. Europa ist eine Braut oder Verlobte, die sich nicht traut, Nein zu sagen, nicht den Mut zur Trennung (vom Bräutigam Türkei) hat, oder als Metapher in der Tradition der Paradies-Allegorie, wobei Europa die

**31 |** Die Europa gebiert in diesem patriarchalen Gründungsmythos drei Söhne, die für Recht, Ordnung und eine Neue Kultur stehen (Angelova 1996, 98-9). In der Renaissancekunst, im 17. und besonders im 18. Jahrhundert waren erotische Deutungen sehr beliebt (in denen Europa zuweilen unbekleidet dargestellt ist), der Mythos wurde aber auch politisch-propagandistisch eingesetzt (vgl. Schmale 2001). Hochzeiten, »aus denen im Erbfall eine ansehnliche Vermehrung des Herrschaftsgebietes hervorgehen sollten« (ebd., 17) erhielten dadurch einerseits einen politischen Sinn (der Fürst nahm Europa zur Braut), gleichzeitig wird der Europamythos für die in den Herrscherhäusern verankerte Idee einer Universalherrschaft über Europa instrumentalisiert (ebd.).

**32 |** Die Repräsentation von politischen Gemeinwesen durch weibliche Figuren geht mindestens auf die römische Antike zurück, wo die Figur der Roma die Stadt Rom verkörperte. Im Mittelalter wurden Provinzen des heiligen römischen Reichs, im Spätmittelalter Monarchien und Republiken, Städte und Regionen Europas, vereinzelt auch Europa als Kontinent durch Frauenfiguren dargestellt (Schmale 2005, 18). Den frühneuzeitlichen »Urtypus« stellt die Allegorie Europas von Johannes Pusch aus dem Jahr 1537 dar. Die Methode, Europa als Kontinent zu stilisieren und als weibliche Figur zu visualisieren, wurde im 16. Jahrhundert berühmt, ab dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts wurde es üblich, die vier damals bekannten Kontinente als weibliche Allegorien zu visualisieren (ebd., 18f.). Inhaltlich repräsentiert die Erdteilallegorie die Christliche Republik, als die Europa bis ins 18. Jahrhundert verstanden wurde (ebd.) und auf die europäisch-universalherrschaftliche Ansprüche leicht zu projizieren waren (ebd., 20). Die Identifizierung des politisch-mystischen Körpers der Christlichen Republik mit dem geographischen Körper des Kontinents verweist auf eine essenzialistische Konzeption Europas, in der die einzelnen politischen Gemeinwesen der Zeit (Monarchien und Republiken) die Funktion von Körperteilen einnehmen (ebd.). In der konkreten Darstellung wird, indem Spanien das Haupt Europas, das Reich praktisch den gesamten Oberkörper einnimmt, die propagandistische Schlagseite deutlich. Darüber hinaus ist die Allegorie auch als Allegorie des Paradieses zu interpretieren (Pelz, nach Schmale 2005, 20), was auf die damals verbreitete Vorstellung von Europa als paradiesischem und vornehmstem Kontinent verweist.



gefährliche Eroberung durch den täuschenden, listigen »Macho Türkei« in der Gestalt von Präsident Erdoğan droht.

Insofern, als Metaphern EUropas im Zusammenhang der Selbstbehauptung im globalen Wettbewerb männlich konnotiert sind, andere in Kontexten der Gefährdung und Schwäche wiederum effeminiert sind, zeichnet sich der traditionelle hierarchisierte Dualismus ab.

Bei genauerem Hinsehen ergibt sich aber doch ein etwas komplexeres Bild. Die Vorstellung von einer »soft power«, die dem *global player* zumindest fallweise auch zugeordnet wird (bzw. zu seinem Anforderungsprofil gehört), zeigt jedenfalls, dass die Abgrenzung nicht immer so eindeutig ist. Die EU als »soft power«, deren Stärke im Verhandeln, der Kooperation, im Kompromiss sowie in den »materiellen Anreizen« liegt, nämlich der »Anziehungskraft des eigenen Modells als Zone des Friedens« (Der Standard vom 21.12.2004), könne als »Kraft der Mäßigung und der Stabilität« wirken, statt »schlecht überlegte ideologische Kriege [zu] führen wie die USA im Irak« (Der Standard vom 18.6.2005). Sehr wohl liege die Stärke der EU in ihrer »soft power«, heißt es auf den Standard rekurrierend im profil, und in Anlehnung an Robert Kagan wird diese dabei charakterisiert über ihre Anziehungskraft als »ein gigantischer politischer und ökonomischer Magnet für seine Anrainerstaaten«, ein »liberales, demokratisches und auf Freiwilligkeit basierendes Imperium« (profil vom 3.1.2005). Die (geforderten) Qualitäten der EU als »soft power« werden nichtsdestotrotz innerhalb des Bezugsrahmens der Wettbewerbslogik formuliert, nämlich explizit in Konkurrenz zu den USA. Gleichzeitig ist die »soft power« des *global player* als Ergänzung zur militärischen Stärkung gedacht.

Diese Ergänzung lässt sich kontextualisieren durch aktuelle Modifikationen hegemonialer Männlichkeit, die eine Integration »weiblicher Merkmale« wie etwa Emotionalität und Empathie beinhaltet (Sauer 2010, 44). Dem entsprechen etwa auch empirische Hinweise auf eine (partielle) »Feminisierung von Managementstrukturen und -praktiken, verbunden mit einem Abbau von Hierarchien, Teamarbeit und kooperativem Managementstil (McDowell 1997, zit. n. Habermann 2008, 256).

Der Ruf nach den »weiblichen Qualitäten« wird z.B. in aktuellen Debatten um die Finanzkrise und deren Vermeidbarkeit laut, es wird spekuliert, dass »Lehman Sisters [...] uns die Krise erspart [hätten]« (Mary Iskenderian, Chefin der Women's World Bank, zit.n. Honegger 2010, 160), mancherorts wurden als Reaktion auf die Finanzkrise kurzerhand Frauen in politische Machtpositionen gehievt, etwa in Island oder in Litauen<sup>33</sup> oder (in Island) als Chefinnen der verstaatlichten Banken eingesetzt (Prügl 2010, 6). Die Debatten insgesamt, die

**33** | Sie wurde als »an experienced economist with a black belt in karate« bezeichnet, die Schlagzeile der führenden Zeitung Litauens nach der Wahl von Dalia Grybauskaitė lautete: »Lithuania has decided: The country is to be saved by a woman.« (Prügl 2010, 6)

darin zitierten naturwissenschaftlichen Studien, re-installieren bzw. verstärken vielfach eine binäre Geschlechterordnung, häufig mit deutlich biologistischem Unterton (ebd. 10-12). Es werden in der Medienberichterstattung<sup>34</sup> die Mythen des »risk addicted, overconfident, testosterone-driven, and irresponsible macho trader« einerseits und der »risk-averse, considerate, estrogenic-tamed, and responsible female« gezeichnet (ebd., 17). Nach dem Prinzip »add and stir« soll hier essentialisierte Weiblichkeit zur Problembehebung und Stabilisierung der bisherigen Ordnung eingesetzt werden (ebd.).

Gleichzeitig findet eine Ausweitung hegemonialer männlicher Subjektivität auf Frauen statt, bei der es darum geht, auch Frauen »fit für den Markt zu machen« (Schunter-Kleemann 1997, zit.n. Habermann 2008, 258). Das männliche Modell des homo oeconomicus wird auf Frauen ausgeweitet, indem das Marktprinzip von Männern wie Frauen verinnerlicht und unternehmerisches, maskulin kodierte Verhalten für beide Geschlechter grundlegend wird (Pühl/Wöhl 2003, zit. n. Habermann 2008, 263), gleichzeitig wird die »Effizienzkultur« auf die Privatsphäre ausgeweitet (Hochschild 1997, zit. n. ebd.). Insofern kann von einer teilweisen Annäherung an das alte »Ein-Geschlecht-Modell« (vgl. Laqueur 1992) gesprochen werden, bei gleichzeitiger Beibehaltung essentialisierter, oft biologisierter Geschlechtsunterschiede (Habermann 2008, 257), die auf Ebene politischer und ökonomischer Restrukturierungsprozesse als Ressource fungieren bzw. ins Kalkül gezogen werden (Pühl 2003, 118). Das soziale Ein-Geschlecht-Modell geht somit einher mit einem ausgeprägten körperlichen Differenzmodell: handeln wie ein echter Mann, aussehen wie eine echte Frau (Wolf 1990, zit. n. Habermann 2008, 257).

Die Ausformulierung des *global player* als »soft power« ist vor diesem Hintergrund als Entwicklung hin zur Integration weiblich konnotierter Eigenschaften ins männliche Ideal zu deuten. Eher weiblich konnotierte Eigenschaften wie Kooperation, Kompromiss und Verhandeln werden in die männliche Geschlechtermetapher inkorporiert, ohne dass die grundlegende maskulinistische<sup>35</sup> Ausrichtung dadurch in Frage gestellt würde.

Der *global player* ist eine Geschlechtermetapher und verkörpert hegemoniale Männlichkeit auf der Ebene des Imaginären im öffentlichen Raum, gleichwohl schließt er als imaginäres Subjekt auch Frauen ein, denn »Männlichkeit ist [...] nicht mehr exklusiv, sondern bestimmte Merkmale wurden verallgemeinert und somit zugänglich, ja sogar zwingend für alle Männer und Frauen, gleichsam als die einzige Form, um als Person, als (Wirtschafts-) BürgerIn

**34** | Die Untersuchung von Prügl basiert auf englischsprachigen Medienartikeln zwischen 2007 und 2009 (Prügl 2010, 4).

**35** | Der Begriff Maskulismus meint im Unterschied zu Männlichkeit »die Ebene der 'Ideen und Idole' der Wertpräferenzen und Symbolordnungen – der Konstruktion« (Sauer 2009, 128).

wahrgenommen zu werden: Das Denken in Wettbewerbslichkeit, in Effizienz und Effektivität, Kompetitivität und Entsolidarisierung wurde im Zuge neoliberaler Umgestaltung der westlichen Gesellschaften für alle Menschen selbstverständlich, d.h. zur hegemonialen Subjektivierungsform.« (Sauer 2010, 44) Insofern ist die Metapher des *global player* als Ausdruck maskulinistischer Ideologie zu lesen.

### 3.3 DER GLOBAL PLAYER IM KONTEXT VON LOGIKEN DER INKLUSION UND EXKLUSION

Die argumentativen Topoi, die sich in der Untersuchung herauskristallisierten, weisen unterschiedliche Logiken der Inklusion bzw. Exklusion auf. Einerseits finden sich – sowohl in pro- als auch in kontra-Argumentationen – oft universalisierbare Werte und Standards wie Menschen- und Minderheitenrechte, demokratische Standards und Rechtsstaatlichkeit als Messlatte für die Befürwortung oder Ablehnung eines Türkei-Beitritts. Besonders häufig kommt eine solche Argumentation in Metaphern um Schule und Pädagogik zum Ausdruck, welche die Beitrittsambitionen der Türkei metaphorisch an schulische Leistungen knüpft. In der Gesamtbetrachtung nehmen allerdings Argumentationen dieser Art wenig Raum ein, was den österreichischen Printmediendiskurs sehr stark vom französischen unterscheidet (vgl. Bischof/Oberhuber/Stögner 2010). Deutlich häufiger sind essentialisierende Darstellungsweisen, die eine in (politischer) Kultur, Geschichte und »Mentalität« wurzelnde, wesenhafte Andersheit der Türkei unterstellen, wobei der Islam und ein bestimmtes, daran geknüpftes Geschlechterverhältnis meist den Kern der Alterität markieren (vgl. ebd.). Deutlich wird das etwa in plakativen Gegenüberstellungen von einer für EUropa in Anspruch genommenen »Kultur der Aufklärung« und einer »Kultur des Harems«, für die angeblich die Türkei steht, oder von (europäischer) Demokratie versus »islamisch orientalischer Despotie«. Deutlich zeichnen sich darin »alte« orientalistische Stereotype ab, in denen eine West-Ost Dichotomisierung durch simplifizierende Gegenbegriffe wie Moderne versus Tradition, Demokratie versus Despotie, Rationalität versus Irrationalität, europäische Säkularität versus Islam unterlegt ist. Diese essentialisierende, meist mit einer Ablehnung eines Türkei-Beitritts einhergehende Argumentation manifestiert sich häufig in Organismus- und Körpermetaphern, besonders solche um Familie und Beziehung, in Metaphern um Inszenierung und Show oder in derjenigen des (Christen-) Klubs. Im Kontext des Türkei-Beitritts sind die Othingmechanismen vielfach von orientalistischen Elementen und Semantiken geprägt. Der Topos von Täuschen und Tarnen gehört dazu (die Türkei als täuschender Eroberer Europas) oder der Topos eines irrationalen und erotisierten Anderen (»die Kultur des Harems«, an der

die Aufklärung vorbeigegangen ist). Sehr präsent im Rahmen essentialisierender Argumentationsmuster (allerdings auch im Rahmen aller anderen) sind Bedrohungsszenarien, die auf die über Jahrhunderte tradierte Bedrohung der Türkenbelagerung rekurrieren. Sie erzählen von einer drohenden Einnahme Europas bzw. Österreichs und imaginieren einen »Türkensturm«, einen »Türkenkrieg«, ein nach Europa migrierendes »Heer anatolischer Bauern« u.v.m. (ebd.). Die aggressivsten Formen der essentialisierenden Exklusion finden sich in Natur- und Tiermetaphern. Die Rede von »islamischer Unterwanderung«, von Islamisten, die sich in Europa »eingenistet haben«, von der Türkei als »Laus im Pelz« oder als »Kuckucksei im Nest« knüpft unverhohlen an historische rassistische Diskurse an.

Sowohl essentialisierende wie auch universalisierende Varianten rücken die Kompatibilität, die ausreichenden Voraussetzungen der Türkei ins Blickfeld. Andere Argumentationsmuster setzen als zentralen Bezugspunkt für Einschluss oder Ausschluss das Ziel, den sogenannten »Kampf der Kulturen« zu entschärfen oder zu vermeiden, ein (europäisches) Friedensprojekt zu stärken und damit langfristig sicherheitspolitische Risiken zu minimieren. Andersheit kann darin als etwas Wesenhaftes wie auch als etwas gesellschaftlich und historisch Gemachtes aufgefasst werden. Am ehesten kommt dies in Metaphern um Haus und Gebäude (»der Türkei nicht die Türe vor der Nase zuknallen«) oder in Brückenmetaphern zum Ausdruck.

Sehr stark repräsentiert sind Argumentationsmuster, die Kosten und Nutzen von Inklusion bzw. Exklusion abwägen und den Beitrag des Anderen zur Stärkung des Eigenen (EUropas) zum Kriterium für die Befürwortung oder Ablehnung eines Beitritts machen. Auch im Zuge dieser Logik scheinen orientalistische Stereotype auf, z.B. wenn die Türkei als Ressource gefasst ist (als »Jungbrunnen«, »frisches Blut«), die EUropa zu neuer Kraft und Stärke verhelfen und vor einer (kulturpessimistisch gefärbten Vorstellung der) Schwächung durch »Vergreisung« bewahren könne.

Diese spezifische Logik der Kosten-Nutzen-Abwägung tritt deutlich in der Metapher des *players* zu Tage, der zufolge alles willkommen ist, was der Stärke (=Konkurrenzfähigkeit) des Spielers förderlich ist. Diese Metapher findet sich auch in den anderen Argumentationslinien, insbesondere an den Schnittstellen unterschiedlicher Argumentationslinien. Das Wunschbild des *global player* drückt wirtschaftliche Stärke, aber auch militärische und politische Stärke aus – auch im Sinne einer *soft power* zur Durchsetzung von Menschenrechten und zur Vermeidung eines Kampfes der Kulturen – und setzt gleichzeitig die Logik der Wettbewerbsfähigkeit als zentral für alle diese Bereiche. Wenngleich der *global player* durchaus auch im Kontext alter orientalistischer Vorstellungen situiert ist, die ein Kosten-Nutzen-Kalkül implizieren (wenn etwa das Andere als Ressource fungiert), so markiert m. E. der zentrale Stellenwert des Kriteriums der Funktionalität des Anderen für das Eigene, konkret in Hinblick auf die

Wettbewerbsfähigkeit des Eigenen dennoch einen neuen Aspekt gegenwärtig wirksamer Logiken von Inklusion und Exklusion.

### 3.3.1 Der Beitrag zur Wettbewerbsfähigkeit als Kriterium der Inklusion und Exklusion

In der metaphorischen Logik des *global player* verschiebt sich also der legitimatorische Fokus von Ein- bzw. Ausschluss vom Kriterium der Passfähigkeit des Anderen hin auf das Kriterium der Funktionalität des Anderen in Hinblick auf die Kompetitivität der EU.

In öffentlichen Debatten findet zunehmend deutlich beobachtbar eine Binnendifferenzierung von Migration sowie Migrantinnen und Migranten in »gute« und »schlechte« statt (für Deutschland siehe u.a. Castro Varela/Mecheril 2010, 31; für Österreich vgl. u.a. Ataç 2010).

Dabei wird unterschieden zwischen solchen »die wir brauchen« und »Migranten und Migrantinnen, die wir nicht brauchen«, darunter diejenigen, die Asyl missbrauchen (Ataç 2010). Damit geht, so lässt sich in Hinblick auf aktuelle Diskussionen in Österreich feststellen, eine Polarisierung zwischen den erwünschten, am Arbeitsmarkt gefragten und wettbewerbsfähigen Migranten und Migrantinnen (die gut ausgebildete Schlüsselkraft wie beispielsweise der indische Computerspezialist) und den unerwünschten, am Arbeitsmarkt schlecht positionierten Migrantinnen und Migranten einher. Als letztere firmieren Stereotypen wie der »anatolische Analphabet«<sup>36</sup>, kriminalisierte Asylwerberbende wie der »afrikanische Drogendealer« oder »anpassungsunwillige Kopftuchträgerinnen«. Diese Instrumentalisierung von Zuwanderinnen und Zuwanderern setzt, so Maria do Mar Castro Varela und Paul Mecheril, Migranten und Migrantinnen dem Druck aus, ihre Anwesenheit durch ökonomische Effekte zu legitimieren. Zuschreibungen und Anforderungen dieser Art knüpfen einerseits an alte rassistische und koloniale Bilder an, welche auch die potenzielle »Gesellschaftsschädlichkeit« und »Überflüssigkeit« der Anderen erzeugen (Castro Varela/Mecheril 2010, 31). Andererseits beinhalten diese aktuellen Zuschreibungen neue Aspekte, die über die Logik von Inklusion und Exklusion des kolonialen Rassismus, aber auch der sogenannten Gastarbeiterpolitik hinausgeht. Während die koloniale Logik den Nutzen des Anderen vor allem als Ressource, als Rohstoff fasst und das »Gastarbeiterregime« auf den Nutzen und die flexible Nutzbarkeit der unqualifizierten Arbeitskraft von Migrantinnen und Migranten abstellt, so sind in aktuellen Varianten besonders Leistungsfähigkeit wie Leistungswilligkeit – mithin das Entwicklungspotenzial der einzelnen qualifizierten Arbeitskraft – im Kontext internationa-

**36** | So bezeichnete die ehemalige österreichische Innenministerin Maria Fekter (manche) türkische Migranten, Der Standard vom 13.10.2010.

len Wettbewerbs angesprochen. Diese diskursive Verschiebung ist im Kontext neoliberaler Transformationsprozesse zu lesen, die sich auch auf rechtlicher und Policy-Ebene manifestieren. Der »Wettbewerb um die besten Köpfe« (*battle for brains*) zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit der EU hat sich unter anderem in einer EU-Richtlinie von 2009<sup>37</sup> manifestiert (Menz 2011), die den begünstigten Zugang für hochqualifizierte Drittstaatsangehörige regelt. Der EU-Richtlinie folgte in Österreich die Rot-Weiß-Rot Card.

Als Beispiel dafür, wie sich neoliberale Diskurse auch im Fachdiskurs um Integration manifestieren, analysiert Gerhard Hetfleisch die – im deutschsprachigen Raum stark rezipierte – Integrationstheorie von Hartmut Esser (vgl. Hetfleisch 2013; 2010). Dabei zeigen sich deutliche theorieimmanente Widersprüche zwischen der Annahme einer in Bezug auf Marktprozesse neutralen Ethnizität und einer gleichzeitigen theorieimmanenten Kulturalisierung ethnischer Gruppen (vgl. Hetfleisch 2010). Dass die Frage der Anpassung an die Marktrationalität (anstatt der Anpassung an eine »Kultur«) zum zentralen Topos wird, bedeutet also nicht, dass biologistische und kulturalistische Ausschlussmechanismen obsolet wären, es verschiebt sich jedoch der Fokus. Einerseits wohnt dieser Modifikation von Ein- und Ausschlusskriterien also die Abwertung bestimmter, nicht (ausreichend) markt- bzw. wettbewerbskompatibler Formen und Gruppen des Anderen/von Anderen inne. Andererseits bietet sie auch Chancen. Die Betonung von Leistungen und Fähigkeiten von Migrantinnen und Migranten kann auch die vielfach kritisierte Problem- und Defizitfixierung im Sprechen und Denken über Migration und Migrierte und die damit häufig einhergehende Viktimisierung aufheben bzw. lockern, positive Bilder und Handlungsspielräume entstehen lassen. Ähnlich wie in Bezug auf das Geschlechterverhältnis, wo sich neoliberale Transformationsprozesse mit feministischen Kritiken am paternalistischen Staat kreuzten und diese teilweise vereinnahmt haben (Fraser 2009, 108), ist auch die hier diskutierte Modifikation von Ein- und Ausschlusskriterien migrantischer Anderer im Kontext neoliberaler Transformationsprozesse ambivalent. Der Mechanismus von Inklusion und Exklusion, der in der metaphorischen Logik des *global player* zum Ausdruck kommt, ist hierfür bezeichnend.

**37 |** Die Richtlinie 2009/50/EG des Rates aus 2009, kurz »Blue-Card-Richtlinie« regelt die Zulassung hochqualifizierter Drittstaatsangehöriger und ihrer Familienangehörigen zur Ausübung einer hochqualifizierten Beschäftigung in einem Mitgliedstaat, [http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/I/I\\_01092/fnameorig\\_209633.html](http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/I/I_01092/fnameorig_209633.html) (Zugriff, 23.4.2013).

### 3.3.2 Wettbewerbsfähigkeit und Diversität

In der Europäischen Union wird in den letzten zehn Jahren auf der Ebene politischer Aktivitäten und Initiativen Diversität thematisiert, etwa im Rahmen der Europäischen Jahre des »Interkulturellen Dialogs« (2008) sowie der »Chancengleichheit für alle« (2007), auf rechtlicher Ebene wird die Förderung von Diversität und Antidiskriminierung festgelegt<sup>38</sup> (Sauer/Wöhl 2008, 249; Verloo 2005, 212). Damit wird die Wichtigkeit der Sensibilisierung für Diskriminierungen betont und die Notwendigkeit, Diskriminierung auf individueller Ebene zu bekämpfen, Barrieren und Unterrepräsentanz entgegenzuwirken und ganz allgemein Diversität als Ressource sichtbar zu machen (Wladasch/Liegl 2009, 20). Als Ziel dieser Antidiskriminierungspolitik firmiert, den »Anderen« in der Gesellschaft Raum zu geben, die Entwicklung ihrer Talente und Fähigkeiten zu ermöglichen (Salojee, zit.n. Liegl 2010, 359). Als »Andere« sind dabei jene gefasst, die nach Ethnizität, Geschlecht, Religion, Alter und sexueller Orientierung Gefahr laufen diskriminiert zu werden. Die Kategorie Klasse bzw. soziale Schicht ist nicht inkludiert.

Zweifellos wird die hartnäckige Problem- und Defizitfixierung im Blick auf die migrantischen Anderen (vgl. dazu u.a. Terkessidis 2010) im Rahmen der Diversitäts- und Antidiskriminierungspolitik gelockert, in dem das Positive, das Potenzial hervorgehoben wird. Gleichzeitig ist diese positive Perspektivierung sehr häufig auf ein spezifisches Ziel hin gerichtet, nämlich die Wettbewerbsfähigkeit. Dies zeigt unter anderem das Beispiel der Diskussion einer informellen Beratungsgruppe der Kommission CAG (*Competitive Advisory Group*)<sup>39</sup>, die im Rahmen einer soziolinguistischen Studie über die diskursive Konstruktion Europas untersucht wird (vgl. Wodak 2007). Diese Diskussion dient als ein Beispiel dafür, wie und in welchem thematischen Kontext der Begriff Diversität geprägt wurde, der etwa seit Ende der 1990er Jahre auf EU-Ebene gängig ist. Die Beratergruppe diskutiert im Vorfeld des Beschäftigungsgipfels in Luxemburg, dass eine wettbewerbsfähige Wirtschaftspolitik, die mit den USA und Japan konkurrieren könne, auch die Festigung grundlegender,

**38** | Vgl. Artikel 13 des Vertrags von Amsterdam mit den »Anti-Diskriminierungsrichtlinien«; Richtlinie 2000/43/EG, Richtlinie 2000/78/EG und Richtlinie 2002/73/EG.

**39** | Die CAG ist zusammengesetzt aus hochkarätigen Experten und Expertinnen, die transnationales Wissen und Expertise repräsentieren, sie wurde vom ehemaligen Kommissionspräsidenten Jacques Santer eingeladen und fällt hinter verschlossenen Türen Entscheidungen (Wodak 2007, 76). Die CAG besteht aus 13 Mitgliedern – Politikern, Wissenschaftlern und Vertretern von Gewerkschaften und Arbeitgebern – die Hauptauswahlkriterien sind Funktion und Expertise, gleichzeitig wird eine Balance zwischen den vertretenen Mitgliedsstaaten angestrebt. Das gegenständliche Treffen fand 1997 statt, um ein policy-paper zu Beschäftigungspolitik zu erstellen.

spezifisch europäischer Werte benötige, darunter neben Demokratie, Gerechtigkeit, sozialer Wohlfahrt und Gleichheit auch Diversität. Kurz: Es ging um europäische Identität und deren Werte (»Wertegemeinschaft«) in Hinblick auf die Anpassung an die Erfordernisse des globalen Wettbewerbs (ebd.). Diversität wird dabei, das geht aus der Diskussion hervor, auch vom Erbe EUropas kolonialer Vergangenheit in der Welt abgeleitet, diese sei ein gegenüber den USA und Japan zu nutzender Vorteil bei der Markttöffnung. In genau diesem Kontext wird auch Diversität als Stärke definiert<sup>40</sup>.

Wenngleich auch Auseinandersetzungen zivilgesellschaftlicher Akteuerinnen und Akteure den Diversitätspolitik eine Basis für die Antidiskriminierungs- und Diversitätspolitik bilden, so wird dabei der feministische Intersektionalitätsdiskurs kaum aufgegriffen (Sauer/Wöhl 2008, 249-50). Unterschiedliche Diskriminierungsgründe werden behandelt, deren je spezifische Eigenheiten jedoch nicht in den Blick genommen. Die Antidiskriminierungspolitik, so Mieke Verloo, bildet einen moderaten und moderierenden Rahmen zur Abmilderung offensichtlicher Benachteiligung, Machtstrukturen werden jedoch kaum thematisiert (Verloo 2006, 222). Die Verschiebung von Gleichheit hin zu Diversität drängt das Prinzip der Umverteilung in den Hintergrund zugunsten der Anerkennung von Unterschiedlichem (Sauer/Wöhl 2008, 267). Diese wird im Kontext der EU-Governance positiv integriert, während soziale Aspekte negativ integriert und bloß koordiniert werden (Wöhl nach ebd., 268). »[D]er Diversitätsdiskurs verknüpft den Differenzgedanken mit einer neuen Strategie der Ungleichheitspolitik« (ebd., 267), gleichzeitig wird die diskursive Negierung sozialer Ungleichheit in die Mitgliedsstaaten hineingetragen (ebd., 267). Sauer und Wöhl argumentieren in ihrer staatstheoretischen Analyse der

**40 |** M9: »I think, another strong point, em, which we're just beginning to see, is in the context of a global market place. Em, Europe's historical positioning around the world. And the fact that uniquely in terms of the main blocks of economic activity, the United States, Europe and Japan, em we in Europe are best positioned to cover the world with cultural and commercial links. [...]... you take Spain, I mean, Spain has rediscovered a Hispanic market which extends not just throughout most of Latin America, but also, of course, in the United States. Em, and we are beginning to find in other parts of the world that we have links, which are old links ... But we got to capitalise it, and use it.

Paye: Just, a, a sentence adding to that point. European is more international than, than other ones, and...

M9: Exact, and it's very much easier as a European to develop commercial partnerships outside your domestic country than it is for Americans, or Japanese. ...

M4: ... maybe, our diversity ...

M9: ... that too ...

M3: Diversity is a richness, not a weakness, to a large extent.« (Wodak 2007, 77-8, Hervorh. K.B.)



Antidiskriminierungs- und Diversitätspolitik der EU, dass Diversität zu einer neuen Regierungsrationalität im Sinne Foucaults gemacht wird, »indem das Regieren von sich wandelnden sozialen, ethnischen und geschlechtsspezifischen Differenzen zu einer neoliberal modernisierten Herrschafts- und gesellschaftlichen Steuerungsform auf 'neuem' Niveau wird« (ebd., 251). Die Förderung von Diversität umfasst jene Selbststeuerung der Individuen, die Flexibilisierung und Mobilität sowie permanente Neu-Erfindung der eigenen Person fordert und deren Ziel die Steigerung der Beschäftigungsfähigkeit der Individuen, mithin die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit ist (ebd., 269). Hauptziel in Bezug auf das Konzept der Diversität ist, das geht auch aus dem Beispiel der CAG-Diskussion hervor, die Aktivierung von Humankapital für Individuen wie Unternehmen und zur Öffnung globaler Märkte zum Zweck der Wettbewerbssteigerung.

Es lässt sich resümieren, dass die Förderung von Diversität und Antidiskriminierung erstens zwar eine neue, positivere (rhetorische) Rahmung des Anderen mit sich bringt und zweitens die zentral gesetzte Marktlogik traditionelle Exklusionsmechanismen aushöhlt bzw. unterminiert, jedoch drittens mit neuen Ungleichheitspolitiken verknüpft ist. Insofern bieten die mit neoliberalen Transformationsprozessen einhergehenden Veränderungen auch Chancen für diverse Subjektivitäten, bedeuten jedoch in der Gesamtbetrachtung Legitimation von Ungleichheit. Im Sinne einer intersektionellen Perspektive lässt sich als Gemeinsamkeit für mehrere »Achsen der Ungleichheit« feststellen, dass den Effekten neoliberaler Transformationsprozesse in weiten Teilen eine Ambivalenz innewohnt.

In ähnlicher Weise bietet auch die Metapher des *global player* prinzipiell einen identifikatorischen Anknüpfungspunkt für *diverse* Subjektivitäten, er verkörpert in gewisser Weise diese Ambivalenz. Wenngleich die Vorlage der Managermännlichkeit idealtypisch weiß, »nicht-migrantisch« und männlich ist, so ist dieses Idealbild via Marktlogik nicht nur durchlässig für Frauen und migrantische Minderheiten, diese sind auch darauf angewiesen, sich zu »vermarktlichen«. Ausgehend von Connell's Typus der hegemonialen Managermännlichkeit ist das neoliberale Leitbild des *global player* implizit auch als heterosexuell zu denken. Im Zuge des Eigenverantwortungsdiskurses, der die freie Gestaltbarkeit des eigenen Lebens suggeriert, wird auch »eine Konvergenz oder quasi natürliche Stimmigkeit von sexuellem Pluralismus und Marktpluralismus, von sexueller Freiheit und Marktfreiheit« (Engel 2009, 106-7) behauptet. Teilweise werden dabei in der medialen Berichterstattung »Klischeebilder von Schwulen als Idealfiguren neoliberaler Transformation geschaffen« (Volker Woltersdorff, nach ebd.), »Homos« fungieren als Helden, Manager und Stars (ebd.). In geringerem Maß trifft dies auf Lesben zu. Auch homosexuelle Identitäten erhalten somit Anknüpfungspotenzial an das hegemoniale Leitbild der Wettbewerbslichkeit und Flexibilität.

Das bedeutet, die ambivalenten Effekte neoliberaler Transformationsprozesse betreffen sowohl das ethnische/ethnisierte Andere als auch geschlechtsspezifische Hierarchisierung und sexuelle Orientierung. Ausgeblendet im Spektrum diverser Identitäten und in der Programmatik der moderaten Abschwächung ihrer Ungleichheitsposition bleibt hingegen die Kategorie Klasse (vgl. Verloo 2006; Sauer/Wöhl 2008).

In diesem Zusammenhang kann die Metapher des *global player* als eine hegemoniale Leitfigur betrachtet werden, die via Verkörperung der Imperative von Kompetitivität und Flexibilität der diskursiven Verleugnung von sozialer Ungleichheit Vorschub leistet. Die Funktionalität der Metapher in Bezug auf die Vermittlung der Ideologie des Sachzwangs, verbunden mit der Legitimierungsfunktion für den Um- und Abbau des Wohlfahrtsstaats, die Kürzung, Streichung und/oder Umgestaltung von Maßnahmen zur Abfederung sozialer Ungleichheit, unterstreichen dies. Diskurse um »Diversitäts- und Selbstmanagement« überlagern strukturelle Sichtweisen auf klassenspezifische Benachteiligungen.

Die Anpassung an die Imperative der Wettbewerbslogik, der nutzenmaximierenden Rationalität und Flexibilität im »globalen Strategiespiel« sowie bestimmte Voraussetzungen und Möglichkeiten in Bezug auf Bildung und/oder Klasse ermöglichen zumindest *manchen* Frauen, *manchen* Migrantinnen und Migranten (bzw. Personen mit Migrationshintergrund) und auch *manchen* ArbeiterInnenkindern sowie *manchen* deklarierten Lesben und Schwulen qua Leistung Aufstiegsmöglichkeiten. »Angela Merkel, Colin Powell oder Condoleezza Rice beweisen«, dass sie alle »heute (fast) jede Karriere machen können« (Habermann 2008, 246). Die Liste ließe sich ergänzen, in Bezug auf die erreichbaren Hierarchieebenen durch Barack Obama, in Bezug auf die Kategorie sexuelle Orientierung beispielsweise um Klaus Wowereit. Strukturelle Hindernisse werden aber mit Verweis auf beeindruckende Einzelbeispiele im Diskurs dethematisiert und ausgeblendet, auf der Ebene politischer Maßnahmen vielfach aber wieder verstärkt, indem ausgleichende Mechanismen in der Sozial- und Bildungspolitik zurückgenommen oder abgebaut werden.

Der zentrale Maßstab der Wettbewerbsfähigkeit, wie er auch im *global player* zum Ausdruck kommt, schafft somit individuell »Einschlussmöglichkeiten« für marginalisierte Subjektivitäten über die Anpassung an die Imperative der Kompetitivität und relativiert damit vielfach traditionelle biologistische, kulturalistische, z.B. auch orientalistische und religiös grundierte Exklusionsmechanismen, ohne sie außer Kraft zu setzen. Als Kristallisationsfigur von Dominanzstrukturen und Verkörperung von Ein- bzw. Ausschlusslogiken lässt sich die Metapher des *global player* somit als eine Manifestation neoliberaler Transformationsprozesse im gesellschaftlichen Imaginären lesen.

### 3.4 FORSCHUNGSDESIDERAT: EUROPA-METAPHERN IN DER WIRTSCHAFTS- UND FINANZKRISE

Der zeitliche Erkenntnisbereich der hier dargestellten Analyse und Interpretation endet vor dem Beginn der Wirtschafts- und Finanzkrise im Jahr 2008. Eine Ausweitung über diesen Zeitpunkt hinaus wäre wünschenswert. Sie könnte Aufschluss darüber geben, inwieweit im Zuge der Krise und ihrer politischen Bearbeitung bereits bis dahin ausgeprägte Tendenzen verstärkt worden sind, oder ob auch neue Ausprägungen erkennbar sind. Ein Blick auf aktuelle Analysen des EU-Krisenmanagements bestätigt zunächst Ersteres. Das sogenannte »Sixpack«, das sechs EU-Gesetzesmaßnahmen umfasst, verschärft den bisherigen Stabilitäts- und Wachstumspakt und installiert ein Überwachungsverfahren mit Sanktionsmöglichkeiten, das demokratischer Kontrolle praktisch entzogen ist (vgl. dazu unter anderem Wöhl/Bruff forthcoming). Ebenso wie beim Fiskalpakt, der das Überwachungsverfahren durch eine »Schuldenbremse« ergänzt, verbirgt sich dahinter die politische Logik der ökonomischen Wettbewerbssteigerung (vgl. ebd.). Die Metaphorik des »Sixpack«, die auf einen extrem trainierten und fitten männlichen Körper verweist, knüpft nahtlos an die Metapher des *global player* an. Sie stellt eine Versinnbildlichung von kompetitiver hegemonialer Männlichkeit dar. Zudem wohnt den Antworten auf die Krise auf supranationaler und nationaler Ebene eine Schwächung der Demokratie inne, es hat eine Machtverlagerung von der Legislative hin zur Exekutive stattgefunden, was etwa Jürgen Habermas scharf als postdemokratischen Exekutivföderalismus kritisiert (Habermas 2014, 90). Eine vergleichende Perspektive auf die Auswirkungen der Finanzkrise auf Sozialsysteme in EU-Mitgliedstaaten zeigt, dass Sozial- und Beschäftigungssysteme nachhaltig umgebaut und Sozial- und Arbeitsrechte eingeschränkt wurden sowie dadurch der Anstieg der Arbeitslosigkeit verschärft und eine Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse befördert wurde (vgl. u.a. Hermann/Hinrichs/Brosig 2013).

